Geschichte und sage aus Schlesien

Isidor Proschko

11276.3.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES
(Class of 1833).

Received 16 July, 1888.

Oesterreichische

Volks- und Jugendschriften

zur

Hebung der Vaterlandsliebe.

№ XV.

Geschichte und Sage

aus Schlesien.

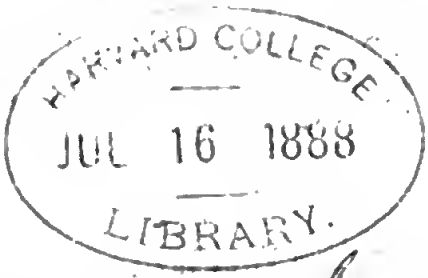
Von

Dr. Isidor Proschko.

Wien 1879.

Manz'sche k. k. Hofverlags- und Universitäts-Buchhandlung.

26276.3.2



Hayes Fund.

Geschichte und Sage aus Schlesien.

Vaterlandsliebe ist ein schönes Wort. Wer sein Vaterland wahrhaft liebt, der wird das Wahrwort des deutschen Dichters: „Warum willst du weiter schweifen, sieh' das Schöne liegt so nah," beherzigend, sich am liebsten auf den Fluren und in den Geschichtshallen seiner Heimat ergehen und an dem Schönen und Erhabenen, welches er hier findet, sich erfreuen.

So führen wir demnach die Freunde unseres schönen und großen Gesammtvaterlandes Oesterreich abermals in ein Ländchen, welches einen schönen Edelstein in der Krone unseres Kaiserstaates bildet. Es ist das schöne Oppaland oder der frühere Troppauer Kreis, nunmehr das selbstständige Kronland Oesterreichisch-Schlesien mit seinen herrlichen Fluren und Bergen, mit seinen treuen und gewerbsfleißigen Bewohnern.

Wir betreten, bevor wir auf die Fluren dieses schönen Grenzlandes Oesterreichs hinabsteigen und einzelne Bilder in den Hallen seiner Landesgeschichte beschauen, den meilenweiten Riesenwall, welcher an der böhmischen Nordostgrenze die Scheidewand zwischen dem Lande Czechien und Oesterreichisch-Schlesien bildet, wir betreten: das gewaltige Riesengebirge.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf diesen riesigen Grenzwächter mit seinen Naturschönheiten, so treten uns

ſeine hundertjährigen Bäume, und die Nebelſchleier entgegen, welche ſeine Felſen umhüllen, und wenn ſie vom goldenen Sonnenſtrahle zerriſſen werden, die prachtvollen Bilder der weiteſten Fernſicht über die herrlichen Gebirgsgegenden und Thäler des Landes mit ihren Städten und Dörfern bieten. Mühſam ſteigt der Wanderer in dieſem rieſigen Gebirge empor, bis er ermüdet eine der ſogenannten Bauden erreicht, wo ihm Ruhe und Labung wird. Beſchwerlicher aber iſt noch der Transport von Gebrauchsgegenſtänden für dieſe Bauden. Man bedient ſich dazu der ſogenannten Hucken, einer Art Stuhllehne, welche zwiſchen den beiden Füßen unten mit Brettern ausgetäfelt iſt. Um durch den an einzelnen Stellen ſehr hohen Schnee zu gelangen, bedient ſich der Bewohner dieſes Gebirges beſonderer Fußreifen, welche mit ſtarkem Strickwerk durchflochten ſind, dann der Hörnerſchlitten, mit denen insbeſondere im Winter das Holz von den ſteilſten Bergen herabgeführt wird. Dieſe Fahrzeuge gleichen den Rennthierſchlitten und werden von dem Führer mit den Füßen geleitet. Die Bauden, als die Wohnungen der einſamen Menſchen in dieſem Hochgebirge, ſind meiſt kleine hölzerne Häuſer, in denen die Gaſtwirthſchaft, die Viehzucht, die Weberei und das Holzſchlagen und Holzanrücken, worunter das Befördern des abgeſchlagenen Holzes gegen den Fuß des Gebirges zu verſtehen iſt, betrieben wird. In den tiefen Klüften des Gebirges, wo der Sonnenſtrahl nicht hindringt, bleibt der Schnee wohl manches Jahr liegen. Zahlreiche Kataraften, unter denen der Zackenfall einer der ſchönſten iſt, ſchmücken gleich Silberbändern das rieſige Gebirge. Hitze und Kälte wechſeln hier häufig ab, je nachdem der breite Nebel auf den Felſen laſtet oder verſchwindet. Dieſe kalten Felſen ſind gleichſam chemiſche Deſtillirgefäße, welche die erſten Quellen der Flüſſe im Lande bilden.

So ſteigt nun der Wanderer aufwärts, dem höchſten Punkte des Rieſengebirges entgegen. Noch blühen zu

ſeinen Füßen die ſchönen Waldblumen: die Königskerze, die Anemone, der Sturmhut, der Ranunkel; aber bald verabſchieden ſie ſich von ihm und auch die friſchen Waldbäume, welche ihm, von den ſanften Lüften bewegt, mit ihren Aeſten den Gruß des Waldes zuwinken, werden ſeltener je höher er ſteigt; niedriges Geſtrüppe und Knieholz treten an ihre Stelle und nur dort und da erhebt noch eine Fichte ihre dürftige Krone — und wieder ſteigt er weiter aufwärts und kein Baum begegnet ihm mehr, der Wald liegt weit hinter ihm, das Revier Rübezahls, des berüchtigten Berggeiſtes, umſchließt ihn und durch die ſchaurigen Rieſengründe dringt er allmälig empor zur wetterverkündenden Sturmhaube, der vielgenannten Schneekoppe des Rieſengebirges.

Die merkwürdigſte Höhe des gewaltigen Felſengebäudes iſt unſtreitig die berühmte Schneekoppe. Sie iſt einem ſteilen Haufen von Felsſtücken ähnlich, welcher auf dem höchſten Bergrücken im Wolkenrevier emporragt. Sie gleicht in ihrer weiteren Aufſteigung einem ungeheuren oben abgeſtumpften Kegel, oder eigentlich einer Figur, welche zwiſchen dem runden Kegel und der dreiſeitigen Pyramide mitten inneliegt, daher die gegen Böhmen gerichtete Seite der Koppe viel ſteiler iſt und gleichſam die Fläche der großen Felſenpyramide ausmacht. Auf ihrer höchſten Höhe ſteht das ſchöne, im Jahre 1688 von einem Ahnherrn der gräflich Schaſgothſchen Familie begründete Lorenzkirchlein, in welchem dem Herrn der Natur, welcher dieſe Meiſterwerke der Schöpfung in's Leben rief, die Verehrung beſonders an feſtlichen Tagen dargebracht wird. Wenn nun der Wanderer mit großer Vorſicht gegen dieſe Schneekoppe, deren ganze Höhe über 5000 Wiener Fuß beträgt, emporſteigt, ſo findet er hier manche Naturmerkwürdigkeit. Da liegen die ſogenannten Veilchenſteine, nämlich Steine, welche mit einem rothen Mooſe (Byssus jolythus) überzogen ſind und einen ſehr angenehmen Veilchengeruch verbreiten; ſie ſind eine

Art Gneußschiefer, welcher den Granit der Koppe mit einer Rinde umgibt. Steht nun der rüstige Wanderer oben auf dem höchsten Punkte der Schneekoppe, so kann er zuweilen das furchtbarschöne Schauspiel eines Hochgewitters des Riesengebirges schauen, ohne von demselben berührt zu werden. Rollt ein solches Hochgewitter in diesen majestätischen Felsenburgen heran, so wälzen sich die schauerlich schwarzen Wolken desselben, welche rothe Blitze, gleich goldenen Bändern durchzucken, an die Brust des Felsens der Hochkoppe; aber bis zum höchsten Scheitel der riesigen Koppe steigt die schwarze Nacht dieser von Blitzen durchzuckten Wetterwolken nur höchst selten empor. Da genießt nun der rüstige Bergsteiger das schöne Schauspiel, daß die schwarzen Wetterwolken wie ein riesiges Bahrtuch zu seinen Füßen hinrollen und wenn ihn auch der Blitzstrahl ringsum in Feuer setzt, so hört er doch von dem in den niederen Gebirgen so entsetzlich tobenden Donner wegen der viel dünneren Luft, in welcher z. B. Raketen zu einer ungeheuren Höhe emporsteigen, auf dieser Felsenhöhe nur wenig. Zuweilen schießt aber doch aus einer solchen, zu den Füßen des Bergsteigers hinschwimmenden Wolke ein Blitzstrahl nach oben und spaltet einen Felsstein des Berges, nicht ohne große Lebensgefahr für den Wanderer. So geschah es am 3. des Erntemonates im Jahre 1879. An diesem Tage unternahmen eine Anzahl von beinahe 800 Personen von Starkenbach aus, wo eine landwirthschaftliche Ausstellung stattfand, einen Ausflug nach dem großen Kessel des Riesengebirges. Kaum waren die fröhlichen Theilnehmer dieses Ausfluges an der obersten Bergspitze angelangt, als sich von allen Seiten schwarze Gewitterwolken zusammenzogen und der riesige Felsen bald in undurchdringlichen Nebel gehüllt war. Nun begannen rothe Blitze, gleich goldenen Bändern, die schwarzgraue Nebeldecke zu durchzucken und furchtbares Donnerkrachen wiederhallte von den nackten Felsen-

wänden. Aber hoch oben, über dem ſchwarzen Wolkenmeere ſtanden auf den Felſen die Bergſteiger mit ihren eiſenbeſchlagenen Stöcken und betrachteten ſtaunend das erhabene Schauſpiel dieſes Berggewitters zu ihren Füßen. Jeder von ihnen geſtand ſich, daß er ein Naturereigniß dieſer Art in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſchaut habe. Aber plötzlich erhob ſich eine grauſchwarze Wolke über die Häupter der Schauenden, ein Blitzſtrahl aus derſelben zuckte nieder, ein betäubender Donner folgte ihm und fünf von den auf dieſer Höhe ſtehenden Theilnehmern des Ausfluges ſtürzten zu Boden. Furchtbare Aufregung erfüllte jetzt die übrigen; doch ſchon faßte man ſich; bald wurde den vom Blitze Getroffenen, welche jedoch aus ihrer Betäubung wieder zu ſich kamen, die nöthige Hilfe geleiſtet, durch welche ſie nun wieder zum vollen Bewußtſein gebracht wurden; nur zwei von denſelben, ihres Berufes Forſtleute, blieben längere Zeit jeder an einem Arme gelähmt. Eine andere merkwürdige Erſcheinung iſt auf dieſen Höhen das trügende Urtheil des Auges über die Entfernung der Gegenſtände. Alles ſcheint hier ganz nahe vor dem Auge des Beſchauers zu liegen, ſo daß meilenweit entfernte Bergrücken und Bauden kaum einige tauſend Schritte entfernt zu ſein ſcheinen, was ſeinen Grund in der feineren, ungemein reinen Luft, in welcher alle Gegenſtände heller erſcheinen und wohl auch das Auge des Beſchauers, welches in den Ebenen unten die Entfernungen der Gegenſtände nur nach Horizontallinien mißt, nicht gewöhnt iſt, dieſelben nach ſo ſchiefen Diagonalrichtungen, wie ſie dieſe Felſenhöhen bieten, zu berechnen.

Nächſt der Schneekoppe, welche gleichſam das öſtliche Ende des Rieſengebirges bildet, ſind die große und die kleine Sturmhaube und die weiße Wieſe, die höchſten Punkte dieſes Gebirges. Der Reifenträger, das hohe Rad, der Schwarzberg und der Kronaſch bilden das weſtliche Ende dieſer Rieſenberge gegen die Lauſitz zu. Alle

dieſe ungeheuren und mannigfach geformten Erdmaſſen hängen mit weit geſtreckten langen Bergrücken, welche man Kämme neunt, mehr oder weniger zuſammen. Die Grundmaſſe derſelben iſt der Granit, welcher an den Spitzen der höheren Berge in ſeiner Nacktheit emporragt und gewöhnlich von Thonſchiefer, Kalkſtein und Gneußglimmer mit einer Art Rinde umgeben iſt. Da findet ſich nun auch in dieſen Gebirgen edles böhmiſches Geſtein: der Jaspis, der Achat, der Topas. Einſt ſoll der Fuß des Rieſengebirges auch eine reiche Fundgrube des Silbers geweſen ſein.*) Ein alter Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts**) ſpricht von den reichen Goldadern im Rieſengebirge bei Reichenſtein, welches „der guldene Eſel“ hieß und bemerkt, daß mehrere dortige Bewohner dieſes Bergwerk „vor ſich allein ohne mit Einnehmung einiger Frembden genutzet haben“, daher ſie die „Eſelsfreſſer“ genannt wurden. Die reinen Lüfte dieſer Rieſenberge durchſtreicht einſam wohl gewöhnlich nur die Schneelerche, ſie waren der Krummſchnabel und das Zetſcherlein (Fringilla spinus). Auf den größeren Höhen findet ſich kein Wild und der letzte Bär wurde hier im Jahre 1726 erlegt. Der ärmere Bergſteiger labt ſich an den vortrefflichen Himbeeren, welche ſo groß wie ſchöne Kirſchen ſind. Da klettern an der buſchigen Lahne der Schneekoppe die kleinen Mädeln und die kleinen Jungen herum und brocken „Ardbir“, „Himpbir“, Heedelbir“ und „Blaubir“, wie ſie im Volksdialekte die Erdbeere, Himbeere, Heidelbeere und blaue Erdbeere nennen und ſelbſt die ſchwarze

*) Claruit olim vallis gigantum (der Rieſengrund) argento, Isarae pratum et mons giganteus, ſingt ein alter ſchleſiſcher Dichter.

**) Auxilia Historica oder Hiſtoriſche Behülff und Bequemer Unterricht von denen darzu erforderlichen Wiſſenſchaften. Verlegts Johann Gaſtl, Buchhändler zu Stadt am Hof nächſt Regenſpurg, 1746.

„Kratzbir" (Brombeere) wird nicht verschmäht und als eine willkommene Erfrischung den Arbeitern in den Fabriken am Fuße des Gebirges, welche keine Zeit haben, sich solche zu holen, zugetragen.

Blicken wir nun weiter auf einzelne merkwürdige Punkte im Bereiche dieser Riesenberge, so finden wir z. B. den Kyhnast, einen Hügel gegen die Schneekoppe zu, einen Berg mit alten Schloßtrümmern, von welchen das schöne Hirschberger Thal übersehen werden kann; da liegt weiter das alte Schloß Greifenstein, da liegt das schöne Ullersdorf an beiden Ufern des Queises und das liebliche Flinsberg mit seinem Gesundbrunnen, endlich die Iserwiese und der prächtige Zackenfall. Ein hoher von Bäumen beschatteter Fels bezeichnet den Platz dieser merkwürdigen Katarakte, welche ein großartiges und herrliches Naturbild bietet. Zur rechten Hand sieht der Wanderer hier eine fast senkrecht stürzende Stromfluth, zur linken einen mauerförmigen Granitgang, dessen Ende sich dem Auge verbirgt. Eine sicher angelegte Leiter führt den Wanderer hier auf den Fuß der Katarakte, wo deren ganze Pracht von unten hinauf überschaut werden kann und die schäumende in die Tiefe einer schwarzen Kluft herabstürzende Fluth ein furchtbarschönes Bild darstellt. Da ist endlich auch die Kanzel des vielgenannten „Herrn der Berge", des Berggeistes im Riesengebirge, des „gutmüthigen und wohlthätigen", zuweilen aber auch „boshaften und neckenden" Berggeistes „Rübezahl". Der Berggeist „Rübezahl", der „Herr der Berge" des Riesengebirges ist eine allbekannte Persönlichkeit, welche in jedem deutschen Sagenbuche mitspukt. Er wohnte, wie sich die Bewohner des Riesengebirges erzählen, in jenen finsteren Gegenden der Felsen des Riesengebirges, welche jetzt noch: Rübezahls Kanzel, Wohnung, Küche, Garten, Tafel, Revier u. s. w. heißen. Gewöhnlich erschien er den Wanderern im Gebirge als Kräutersammler oder als grüner Jägersmann, zuweilen

ſelbſt in ein Thier verwandelt. Zum Scherze geneigt trat er ſtets gutmüthig auf und nur ſelten nahm er an Leuten, welche ihn verſpotten oder necken wollten, empfindliche Rache. Während er wahrhaft Arme und Nothleidende oft reichlich unterſtützte, ſpielte er gewinnſüchtigen Leuten gerne einen Poſſen. Sein Anſehen im Gaue war daher kein geringes. Ueber dieſen berühmten Berggeiſt Rübezahl ſchrieb ſchon vor 200 Jahren Magiſter Johannes Prätorius ein im Jahre 1672 gedrucktes Büchlein, welches den Titel führt: „Satyrus Etymologicus oder der Reformirende und Informirende Rüben-Zahl.“ In dieſer Druckſchrift führt der Verfaſſer wohl 100 etymologiſche Unterſuchungen über die Abſtammung und Entſtehung des Namens „Rübezahl“ an, welche er mehrfach in ſehr poſſirlicher Weiſe beſpricht, indem er dieſen Namen bald als Rübezahl, bald wieder als Riben-Zagl, Riſen-Zabel, Rübehahl, Herüberhol, Repenszagel, wohl auch als Rabbi Cabel (welcher der Erſte unter den Rabbinern die Kabbala oder das Wahrſagen erfunden haben ſoll), endlich auch als Rühmen-Zabern bezeichnet, welch' letzterer die Schenkhäuſer und ſogenannten Krüge der alten Zeit ſo viel geprieſen habe, daß viele Leute dieſelben beſuchten und dort ihr Geld verpraßten, daher in dieſen „Schwelghütten zu „Becherleckern“ und „Sauf-Igeln“ wurden. Zahlreich ſind nun die Sagen, welche von dem Berggeiſte Rübezahl im Rieſengebirge und in Deutſchland überhaupt im Volksmunde leben und noch auf unſerm Büchermarkte alljährlich, beſonders zur Weihnachtszeit, in Druckſchriften mit und ohne Illuſtrationen in unſern Familienkreiſen die Runde machen. Unter die am meiſten verbreiteten Sagen über Rübezahls Wirken und Walten gehören auch die, welche von der Rache derſelben erzählen, die der Berggeiſt an Leuten nahm, welche ihn verſpotteten. So erzählt eine dieſer Sagen von einem jungen Schmiedgeſellen, dem luſtigen Peter von Schmidberg, welcher im Dienſte

eines wackern Bergſchmiedes am unterſten Fuße der großen Schneekoppe ſtand und an einem Sonnabende nach gethaner Arbeit mit ſeinem Nebengeſellen bei Bier und Wurſt ſaß und vom edlen Gerſtenſafte aufgeregt, endlich das Gläschen ergriff und zur Sturmhaube des Bergrieſen emporblickend, dem Berggeiſte Rübezahl Eins zutrank, indem er hinaufrief: „Holla, alter Rübenzähler, komm' herab und zeig' uns eine deiner Künſte, ſonſt biſt du ein Schalksnarr, wie man ſie alle Tage auf unſern Jahrmärkten und Kirmeſſen um einen Pfennig ſehen kann!“ Wohl warnten, wie die Sage weiter erzählt, ſeine Kameraden den angeheiterten Schmiedgeſellen, daß er den mächtigen Berggeiſt, den Herrn der Berge, der niemals mit ſich ſcherzen laſſe, nicht reizen möge, weil ihn ſonſt die Rache desſelben ereilen könne. Der muthwillige Peter blickte wieder gegen die ſich immer mehr umdüſternde Sturmhaube des Rieſenberges empor, ſchwang jetzt ſeine eigene vom Ruße der Schmiedeſſe geſchwärzte Haube gegen den Berg und rief keck hinauf: „Nun, alter Rübenzähler, rühr' dich dort oben und ſchick' uns durch deine Kobolde ein paar Silberlinge herab, dann wollen wir mit unſerm guten böhmiſchen Bier auf deine Geſundheit trinken.“ Kaum hatte der kecke Geſelle dieſe Worte ausgeſprochen, als ein minutenlanger Blitz aus der Wolke, welche die Mitte des Berges umzog, herabſchoß und in den naheſtehenden Eichbaum ſchlug, während ein furchtbarer Donner aus der ſchwarzen Wolke folgte. Die Kameraden des luſtigen Peter ſprangen auf: „Fort!“ riefen ſie erſchrocken, „der Hans Narr da hetzt uns den wüthenden Berggeiſt auf den Rücken“ und in nächſter Minute rannten ſie durch den Wald hinab, um ſo bald als möglich im Häuschen ihres Arbeitgebers anzulangen, während der muthwillige Peter lachend, als ob gar Nichts vorgefallen wäre, hinter ihnen nachging und eine halbe Stunde ſpäter beim Meiſter eintraf. Aber dieſer hatte

bereits von den anderen Gesellen den ganzen Vorgang erfahren; er war ein ängstlicher, abergläubischer Mann, welcher von jeher einen gewaltigen Respekt vor den im Riesengebirge hausenden Kobolden, insbesondere vor dem überall gefürchteten Berggeist Rübezahl hatte. Kaum wurde er daher des muthwilligen Peters ansichtig, als er auf den Jungen zutrat und ihm mit harten Worten vorwarf, daß dieser durch seine kecken Ausrufungen und Verspottungen des Berggeistes Rübezahl am Fuße der großen Schneekuppe, sich selbst und auch das Häuschen des Meisters in Gefahr gebracht habe; er möge daher sein Ränzel schnüren und das Weite suchen, also nach Böhmen zurück oder in's Preußische hinauswandern, der Meister könne ihn nimmer im Hause behalten, kurz Peter mußte schon am nächsten Morgen den Meister verlassen und sein Brod weiter in der Fremde suchen. Als er fortgewandert war, trat der Meister, welcher eben von einem Kunden einen blanken Silbergulden eingenommen hatte, zu seiner Sparbüchse, um die Münze hineinzulegen. Er hatte in dieser Sparbüchse, eigentlich einer kleinen hölzernen Kiste, auch einen silbernen Ehrenbecher verwahrt, welchen ihm die Gilde seines Handwerkes, deren Vorstand er einige Zeit gewesen war, verehrt hatte. Aber siehe, jetzt war der Ehrenbecher sammt allen Sparpfennigen verschwunden. Der erste Gedanke, den der Meister nun hatte, und dem auch seine übrigen Gesellen beipflichteten, war, daß Peter, der verabschiedete und mit Unwillen abgegangene Geselle dem Meister den silbernen Becher nebst dem Gelde entwendet habe. In nächster Minute jagten die Gesellen des Meisters in allen Richtungen dem armen Peter nach und schon am Abend erhaschten sie ihn auf dem Wege gegen Adersbach hinab. Peter stand überrascht, als sie ihn anhielten und ihm bedeuteten, daß er ein Dieb sei, welcher seinem Meister den Becher und das Geld entwendet habe. „Ich bin ehrlicher Leute Kind,"

rief er, „und habe Niemanden in der Welt bisher etwas entwendet; da, unterſucht ſelbſt mein Ränzlein, ob etwas darin befindlich iſt, was nicht mir gehört!“ Bei dieſen Worten warf er ſeinen geweſenen Mitgeſellen ſein Ränzlein hin, dieſe riſſen es auf und ſiehe da, in demſelben lag der dem Meiſter entwendete ſilberne Becher nebſt zehn blitzenden Silbergulden, welche die Geſellen gleichfalls als das entwendete Eigenthum ihres Meiſters erkannten. „Da haben wir den Schalk!“ riefen die Geſellen, indem ſie den armen Peter jetzt fortſchleppten. Der arme Junge, welcher ſich keiner Schuld bewußt war, fand vor Schreck kein Wort mehr zu ſeiner Entſchuldigung und folgte nun geduldig den andern Geſellen, welche ihn zuerſt in das Häuschen des Meiſters ſchleppten, dann aber dem Büttel von Schmidberg übergaben. So kam es nun, daß der arme Peter zwei Wochen ſpäter vor dem peinlichen Gerichte in Nachod ſtand und als Dieb zum Strange verurtheilt wurde. Als er nun ganz betrübt am Vorabend der Hinrichtung im Kerker ſaß, öffnete ſich plötzlich die Thüre und ein Mann in grüner Jägerkleidung trat zu ihm herein. Peter meinte nichts Anderes, als daß der Henker käme, ihn abzuholen. Aber der grüne Jäger blickte ihn eine Weile an. „Ei Junge,“ ſprach er dann, „wie gefällt dir's hier; weißt du wohl, warum du hier ſitzeſt?“ „Ich bin unſchuldig an dem, was man mir zur Laſt legt,“ antwortete der arme Peter. „Da haſt du recht,“ entgegnete der grüne Jäger, „aber die Strafe, welch du hier erleideſt, gebührt dir, weil du den Herrn der Berge, den Rübezahl, verſpottet haſt — nun,“ ſetzte er mit milderer Stimme hinzu, „ich ſehe die Reue an deinem Geſichte; nun es mag mit dem genug ſein, was du in deiner Todesangſt hier gelitten; da nimm, und dann packe dich und wandere, ſo weit dich deine Füße tragen.“ Nach dieſen Worten warf der grüne Jäger dem jungen Geſellen einen Beutel mit Münzen zu und

ſchob ihn, ehe Peter weiter fragen konnte, zur Thüre des Gefängniſſes hinaus. Wie die Sage nun weiter erzählt, trat am nächſten Morgen der Büttel wieder in das Gefängniß, fand allerdings den zum Strange verurtheilten Peter, jedoch mit ſehr verändertem blaſſen Geſichte, führte ihn dann auf den Richtplatz, wo ſich bereits eine Menge Bewohner des Städtchens eingefunden hatten; hier warf der Freimann dem zum Tode Verurtheilten den Strick um den Hals und zog ihn dann am Dreibein empor; in dem Augenblicke aber als die Knechte des Henkers den Emporgezogenen bei den Füßen ergreifen wollten, um ſeinen Tod zu beſchleunigen, verſchwand der Körper desſelben auf einmal und ein großer Strohwiſch fiel zum Schrecken der Freiknechte und zum Gelächter der verſammelten Bewohner des Städtchens auf die Erde. Der auf dieſe wunderbare Weiſe gerettete Peter wanderte aber inzwiſchen ſchon den ſchönen Ufern der Elbe zu, um ſich im Bewußtſein ſeiner Unſchuld eine andere Werkſtätte zu ſuchen und ſpäter als ſelbſtſtändiger Meiſter in der böhmiſchen Landeshauptſtadt ein glücklicher Familienvater zu werden. Seine Unſchuld wurde aber auch ſchon am nächſten Tage nach der erzählten Scene am Richtplatze erkannt, denn ſein Meiſter fand den vermißten ſilbernen Becher nebſt den blanken Silbermünzen wieder unverſehrt in ſeinem Kaſten und konnte es ſich nun gar nicht enträthſeln, wie dieſe Werthgegenſtände aus ſeinem Kaſten heraus und in denſelben wieder hineingekommen waren. Das Alles war aber, wie die Sage weiter berichtet, das Werk des mächtigen Berggeiſtes Rübezahl, welcher an dem ihn verſpottenden Peter Rache genommen, durch ſeine Zauberkunſt, den Becher und das Geld aus dem Kaſten des Meiſters herausgebracht und ſpäter wieder hineingelegt hatte, ſodann als grüner Jäger im Gefängniſſe bei Peter erſchienen war, auch deſſen Stelle bei der beabſichtigten Hinrichtung desſelben vertreten hatte. Aehnliche Sagen

über Rübezahl's Vorgehen gegenüber den Wanderern im Rieſengebirge finden ſich noch viele.

Betreten wir nun den Boden der eigentlichen Geſchichte des ſchönen öſterreichiſchen Kronlandes Schleſien, ſo finden wir, daß dieſe lieblichen Fluren ohne Zweifel zuerſt von Völkern des gigantiſchen Germanenſtammes bewohnt waren; dies bezeugen ihre Gräber, welche Aſchenkrüge und andere Gefäße von Thon enthalten, die an Größe, Form und Verzierung vollkommen jenen gleichen, welche aus den deutſchen Gräbern am Rhein und in andern Gegenden Deutſchland's ausgegraben wurden. Die in dieſen Gräbern gefundenen Hämmer, Pfriemen und Haarnadeln von Bein, die Aexte, Beile und ſogenannten Donnerkeile und Abhäutemeſſer von Stein und Thongegenſtände deuten darauf hin, daß dieſe einſtigen Bewohner Schleſiens den Gebrauch des Eiſens noch gar nicht gekannt haben. Ueber das Leben und Treiben dieſer einſtigen Bewohner Schleſiens bietet uns die Landesgeſchichte keine näheren Aufſchlüſſe; die noch in ihren Grabſtätten vorgefundenen Aſchenkrüge deuten darauf hin, daß ſie ihre Todten verbrannten, und die Werkzeuge, welche ſie in dieſe Gräber legten, zeigen, daß ſie an eine Fortdauer des Menſchen nach ſeinem Tode in einem neuen Leben glaubten, daher ſie für dieſes Gefäße und Werkzeuge den Reſten ihrer Verſtorbenen beilegten. Eine alte heidniſche Opferſtätte lag in der Nähe des Dorfes Punzau bei Teſchen. Dort nennt das Volk noch eine ſanft aufſteigende Anhöhe den „Heidenwald", ſonſt gewöhnlich „die Kurka" genannt. Da liegen vier gewaltige Quaderſteine, welche einſt den heidniſchen Opferaltar gebildet haben ſollen. Die verſchiedenartigen dort aufgehäuften Steinmaſſen ſollen einſt den Ringwall dieſer heidniſchen Opferſtätte gebildet haben. Als nun aber die weltgeſchichtliche Epoche der großen Völkerwanderung Europa's eintrat und die deutſchen Stämme nacheinander den Lagern der mächtigen Römer

zudrängten und nach manchen Siegen und Verheerungen sich die kraftvollen und kampfbegierigen Völkerschwärme der Germanen den Frieden von den Römern durch Einräumung von Wohnplätzen in Dacien, Pannonien und dem römischen Germanien abkaufen ließen, da folgten ihnen nun auch die übrigen Stammangehörigen und so verlor Ober-Schlesien allmälig seine germanischen Bewohner und der Strom der großen Völkerwanderung riß endlich den letzten Rest dieses Stammes mit sich fort und in die von ihm verlassenen Länder zogen jene friedliebenden Slaven, welche bisher im Osten der Weichsel gewohnt hatten, und so entstanden allmälig drei große slavische Reiche: das böhmische, mährische und polnische, unter welche das jetzige Schlesien getheilt war. Der Name Schlesien rührt wahrscheinlich von den in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in dieser Gegend, insbesondere um den Zobtenberg herum wohnenden kleinen suevischen Volksstamme der Silinger her, welche bald aus der Geschichte verschwinden, deren Name jedoch in dem der Landschaft Schlesien, polnisch Szląsko, czechisch Sleszka fortlebt und zum erstenmale in einem geographischen Fragmente über die slavischen Landschaften vom neunten Jahrhundert, worin die Sleenzone, Schlesier mit ihren fünfzehn Städten genannt werden, erwähnt ist. Nach einer alten Chronik des Merseburger Bischofs Thietmar aus dem eilften Jahrhunderte gab es den Gau Cileasi oder Sileasi, wo der Berg Zlenz oder Zobtenberg lag und den Fluß Slenza, nunmehr unter dem Namen der in der Nähe von Nimptsch entspringenden, unterhalb Breslau in die Oder fallenden Lohe bekannt; die Gegend um den genannten Berg und Fluß war nun der „Schlesiergau", von welchem das ganze Land den Namen hat.

Werfen wir einen Blick auf das Leben der damaligen ersten Bewohner Schlesiens, so finden wir, daß dasselbe ein friedliches und fröhliches war. Diese eingewanderten

Slaven trieben Feldbau, Vieh- und Bienenzucht, brauten Meth, waren gutmüthig und gastfrei. Ihre Religion trug orientalisches Gepräge; sie glaubten an den guten Gott „Bielebog“ und den bösen „Czernebog“. Beiden wurden im Jahre Feste gefeiert, eines im Frühling, wenn die Natur wieder erwacht, das andere im Hochsommer, und bei letzterem wurden auf den Bergesgipfeln Feuer angezündet und dem guten Gotte Thiere geopfert. Als Erinnerung des ersteren dieser Feste im Frühlinge, mag der in unsern Tagen fortdauernde Gebrauch bestehen, daß am Sonntage Lätare (Todessonntag) in einigen Gegenden Schlesiens von der Landjugend auf einer Stange ein Strohmann unter Geschrei und Gesang herumgetragen, hierauf in's Wasser geworfen wird, was man „den Tod austreiben“ oder „Tod austragen“ nennt. Insbesondere geschieht dies am fünften Sonntage in der Fasten, welcher davon auch der todte oder schwarze Sonntag genannt wird in den Dörfern des Wagstädter Bezirkes. Knaben und Mädchen bekleiden dort gemeinschaftlich eine Strohpuppe mit schönem Kleiderschmucke. Diese Puppe wird der „Tod“ genannt und an einer Stange in einer Art Umzug bis zur Grenze des Dorfes getragen und dort verbrannt. Aehnliches geschieht durch die Mägde aus den Dörfern um Odrau, welche an dem genannten Sonntage einen Bund Stroh mit weiblichen Bauernkleidern umhüllen und diesen Popanz, welcher den „Tod“ vorstellt, dreimal um das Rathhaus herumtragen und auf der Johannesbrücke, nach Herabreißung der Kleider, in die Oder werfen, wobei sie das Lied singen:

Als Jesus in den Garten ging
Und sich sein bitt'res Leiden anfing,
Da trauerte Alles, was da war,
Alle Creaturen, das grüne Gras, u. s. w.

Auch in Dobischwald tragen an dem erwähnten Tage Mädchen, unter Begleitung von Knaben, eine mit Bän-

dern und Kränzen geschmückte Figur unter Absingung eines Liedes im schlesischen Dialekte durch das Dorf in den nächsten Wald.

Als die in der Geschichte Schlesiens einen hervorragenden Standpunkt einnehmenden Landestheile, sind nun die Gebiete von Troppau und Teschen zu bezeichnen, welche sich anfänglich abwechselnd unter böhmischer oder polnischer Herrschaft befanden. Auf unserm Gange durch die Hallen der Geschichte Schlesiens bieten uns demnach vorzugsweise diese Städte interessante Licht- und Schattenbilder.

Schon in uralter Zeit lockte die klare Welle der Oppa, dort, wo sie sich den felsigen Gebirgen entwindet und durch fruchtbare Fluren gleitet, zum Baue jener Stadt, welche nun auf ihrem Ufergebiete entstand und den Namen Troppau führt. Dieser Name ist ein deutscher, er mag aus der Zusammenziehung der Worte: „In der Oppa-Au" („in d'r Opp'au") entstanden sein, denn in einer alten Urkunde heißt es: cives de Opau. Dieser deutsche Name, sowie die Bezeichnungen der einzelnen Theile der Stadt Troppau, welche in den ältesten Urkunden deutsch lauten, berechtigten zu dem Schlusse, daß die ersten Bewohner dieser Stadt Deutsche waren. So wie die Einwohner anderer fränkisch-germanischen Städte, erkannten auch die Troppauer die unbedingte Grundherrlichkeit ihrer Fürsten, welch' letztere mit weniger Unterbrechung die Beherrscher Böhmens waren. Die ältesten Bewohner der Stadt waren theils „Freie", welche urkundlich auch unter dem Namen der Landsassen, Mannen, Wehrmannen, Erbmannen, Ehr- oder Biedermannen vorkommen, theils „Hörige", welch' letztere nach einem längeren Aufenthalte in der Stadt auch Freie wurden. Sie unterstanden den die Rechte des Landesherrn vertretenden Dienstmannen in der herzoglichen Burg zu Grätz (Gradec), oder am Hoflager des Landesherrn verweilenden Burg-

grafen (Castellani), Marſchällen, Kämmerern und Münzmeiſtern.

Richten wir nun weiter unſern Blick auf die geſelligen, wirthſchaftlichen und ſtaatlichen Zuſtände der einſtigen Bewohner Schleſiens, ſo finden wir bei den Bewohnern desſelben einen regen Betrieb der Landwirthſchaft und der Viehzucht, denn ſie waren in der Regel Landſaſſen oder Beſitzer erbzinslicher Landhöfe. Da im Lande ein Ueberfluß roher Naturprodukte herrſchte, ſo eröffneten namentlich die Troppauer Landſaſſen auch bald einen regen Handel nach dem Beiſpiele anderer fernen Städte und Länder, und Blei, Eiſen, der edle Lärchenbaum, dann Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes waren es, mit welchen ſie nach Polen und Ungarn handelten. Auf ſtädtiſchem Boden war eine eigene Kaufhalle, nämlich ein ſogenanntes Legehaus für die durchgehenden Waarenvorräthe errichtet. Karavannen von Süden und Norden durchzogen mit Waaren die Stadt, in deren ſchützenden Mauern ſie dieſelben durch drei Tage niederlegen mußten. Da in jenen alten Zeiten der kaufmänniſche Credit, das Wechſelrecht und der Poſtenlauf noch ganz unbekannte Dinge waren, und die Rechtspflege in Schuldſachen einen ſehr geringen Schutz bot, ſo mußte der Kaufmann damaliger Zeit ſeine Frachtwägen ſelbſt begleiten, oder einen vertrauten Geſchäftsführer mitſchicken, um ſeine Waaren am gehörigen Ort zu bringen. Auch waren die Straßen durch Landſtreicher, Straßenräuber und arme Junker, „Schnapphähne“ genannt, welche häufig auf die durchfahrenden Frachtwägen mit Waaren lauerten und ſie ausraubten, höchſt unſicher gemacht. So wurde im Jahre 1459 im Troppauiſchen von einem ſolchen Schnapphahne Namens Smilitzki das nahe liegende Loslau, und ein Jahr darauf Ribnik von Räubern niedergebrannt. Noch um's Jahr 1500 trieb ein ſolcher Straßenräuber, Chriſtof

von Reiſewitz, genannt der ſchwarze Chriſtof, im Lande ſein Unweſen und beraubte die Troppauer. Da den Bürgern von Troppau, ſowie anderen Bürgern während der Zeit des Ritterthums das Waffentragen als eine beſondere Auszeichnung der Ritter unterſagt war, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, bei Verfrachtung ihrer Waaren von Stadt zu Stadt ſich eine bewaffnete Geleitſchaft zu dingen, wofür ſie große Gebühren entrichten mußten, die zuweilen in förmliche Erpreſſungen von Seite derjenigen ausarteten, welche dieſe Sicherheitsgeleite gewährten. Kam endlich der Handelsmann am Ziele ſeiner Geſchäftsreiſe an, ſo mußte er nach der Gepflogenheit der urgermaniſchen Verbürgungsgeſellſchaft zuweilen noch für jeden ſeiner verſchuldeten Landsleute, ja ſelbſt für ſeinen Fürſten, mit ſeinen Waaren und oft ſogar mit ſeiner Perſon Bürgſchaft leiſten. Im fünfzehnten Jahrhundert beſtanden zwei von Breslau nach Ungarn führende Handelsſtraßen, von denen die eine über Oppeln, Ratibor und Teſchen, die andere über Neiſſe, Leobſchütz und Troppau nach Trentſchin ging. Unter den Handelsleuten in Troppau ragte aber um das Jahr 1339 insbeſondere der wahrſcheinlich aus Troppau gebürtige Breslauer Bürger Johann von Troppau hervor, welchen nebſt vier andern Gläubigern, die Städte Liegnitz und Hainau um 4000 Mark verpfändet waren. Die älteſte Münze, welche bei dieſem Handel im Umlaufe war, war die Silbermünze der Denaren, deren Namen ſpäter in den deutſchen Pfennig (von Pfenning, Pfünding, das heißt pfündige oder vollwichtige Denare, weil man ſie in größeren Summen zu wägen pflegte) überging. Dann kamen auch die Schillinge, welche aus Silber verfertigt waren und einen aufgeprägten Schild enthielten, daher urſprünglich Schildlinge genannt wurden. Die erſte Scheidemünze der Stadt Troppau war der Heller, und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts traten die vermögenden Bürger von Troppau, Leobſchütz und Zuckmantel

in eine Münzgenoſſenſchaft zuſammen, und hielten auf eigene Koſten ein gemeinſchaftliches Münzhaus zu Troppau. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts kamen die von dem Böhmenkönig Wenzel II. geprägten Dickpfennige oder böhmiſchen Groſchen (Grossi) auch in Troppau in Umlauf. Von denſelben wurden 60 Stück aus einer feinen Mark Silber geſchlagen, woher die Zählung nach Schocken ihren Urſprung hat. Die Gewerbe wurden im Troppauiſchen Gebiete, ſowie in Schleſien überhaupt, anfänglich von Weibern und Knechten betrieben und dieſer Betrieb wurde nicht viel geachtet; als aber der Durchzug der Fremden das Bedürfniß der Kunſterzeugniſſe und den Geldlohn hiefür vermehrte, und die Zeit der Kreuzzüge nach dem heiligen Lande herankam, in welcher die Ritter und Reiſigen bei ihrem Abgange für ihre Bekleidung und Ausrüſtung einen größeren Vorrath von Erzeugniſſen der Kunſt und des Gewerbes benöthigten und nach ihrer Rückkehr lebhafte Schilderungen ihrer Genüße im fremden Lande machten, welche ſie nun auch im Vaterlande fortſetzen wollten, da begnügten ſich auch die zurückgebliebenen Landsleute in Schleſien nicht mehr mit den Kleidungsſtoffen, welche die Hausfrau mit ihren Mägden ſpann und webte; es genügten nicht mehr die Geräthſchaften und häuslichen Einrichtungen, welche der Hausvater mit ſeinem Knechte verfertigte, und die einfache Nahrung und Wohnung, wie ſie im Lande bis dahin üblich war, ſchien nun zu gering zu ſein. Die guten Bewohner Schleſiens ſchauten mit lüſternen Augen nach den ſchöneren Kunſtprodukten der fremden Länder, und nahmen gerne die kunſt- und werkverſtändigen Flamänder und Sachſen, welche das Elend aus ihrer Heimat verdrängt hatte, in Troppau auf. Dieſe wurden nun ihre Vorbilder, und ſo geſtaltete ſich allmälig die neue ehrwürdige Ordnung der gewerbethätigen Bürger. Wer ein Gewerbe bekannte, hieß nun von dem Worte „bekennen" (profiteri, professio) ein

Profeſſioniſt, denn er hatte eine Profeſſion, und alle Bürger der Stadt, welche ſich zu einem und demſelben Gewerbe bekannten, bildeten nun ſogenannte Innungen und Zünfte und wählten ſich ihren Vorſtand, den Zunft- oder Zechmeiſter. Die geſammten Zechen erhielten eine gemeinſchaftliche Halle zum Verkaufe ihrer Erzeugniſſe, in welcher die einzelnen Verkaufsplätze durch Zwiſchenwände geſchieden waren und von den Sitzen der Verkäufer Bänke genannt wurden. Die Beſitzer der Weinbänke übten ihr Recht in den Häuſern aus, in welchen der vordere Theil zur ebenen Erde ein großes Vorhaus, der hintere eine geräumige Stube war, und beide mit grünen Reifern und Blumen geziert waren, das Bier aber in zimmerartig eingerichteten Kellern ausgeſchenkt wurde.

Sehen wir uns nun weiter im einſtigen öffentlichen Leben der Bewohner der Landeshauptſtadt Troppau um, ſo finden wir ſchon im Jahre 1290 eine der Stadt von Herzog Nikolaus I. bewilligte genoſſenſchaftliche Gerichtsbehörde, welche aus einem Schöppengerichte (scabini) beſtand, dem ein Rath (consules) beigegeben war. Als Schöppen ſaßen ſieben im Gerichte, denen einer als der eigentliche Richter (judex) vorſtand. Das Schöppengericht und der Rath zuſammen bildeten die richterliche Körperſchaft unter einem gemeinſchaftlichen Vorſtande, dem Vogte. Die Rathsmannen waren noch insbeſondere verwaltende Beamte unter einem beſonderen Vorſtande (proconsul), und hatten als ſolche über Maß und Gewicht, über die täglichen Verkäufe der Höcker (von hocken, ſitzen bei den täglichen Feilſchaften) und über andere Verwaltungsgegenſtände zu wachen. Die in Troppau nun beſtehende Zunftgenoſſenſchaft, welche durch mancherlei Abgaben zum öffentlichen Wohle weſentlich beitrug, meinte: nach dem alten Rechtsſpruche „Wer muß thaten, muß auch können rathen“, müſſe ihr auch eine entſprechende Theilnahme an den öffentlichen Berathungen geſtattet werden. Wirklich ward

auch im Jahre 1320 einigen Zunftvorstehern und gewichtigen Bürgern unter ihrem Vorstande, dem Bürgermeister, gestattet, im Namen der Gesammtbürgerschaft an der öffentlichen Verwaltung Theil zu nehmen. So wurde also das städtische Gemeindewesen Troppau's von vier Behörden geleitet, deren Gesammtversammlung den „weiteren Rath" ausmachte, und in deren Geschäftskreis die öffentliche Sicherheits- und Wirthschaftspflege, die Führung der Grundbücher, das Steuer- und Marktwesen gehörte. Jedes Mitglied dieses weiteren Rathes mußte ein „Mann" (Freisaß)*) sein und seine vollkommene Wehre besitzen. Aus diesem weiteren Rathe wurde der engere Rath gewählt, welcher mindestens aus einem Vorstande, zwei Schöppen nnd einigen Dingleuten bestand. Als nun auf diese Weise im Stadtbezirke Troppau das Gemeinwesen geordnet war, fühlte man das Bedürfniß positiver Gesetze, denn die ersten Glieder der Schöppen- und Rathsbehörde wußten sich in der Rechtspflege oft noch keinen Rath. Da hörten sie nun von den bei ihnen eingewanderten Sachsen viel von dem damals berühmten Magdeburgischen Rechte reden. Sie wandten sich daher zur Erlangung desselben an den Schöppenstuhl zu Breslau und erhielten wirklich im Jahre 1301 eine Abschrift davon, nach welchem von nun an mit Bewilligung des Herzogs Nikolaus I. in Troppau Recht gesprochen wurde.

Es ist wohl von hohem Interesse, einige Bestimmungen dieses vielgenannten „Magdeburgischen Rechtes" zu kennen. Die ehrwürdigen Reste dieses uralten Gesetzes tragen an Geist und Wort das kraftvolle Gepräge der germanisch-fränkischen Urverfassung. Den Grundstein desselben bildete „Freiheit von richterlicher Willkür". „Das

*) Das Wort „Mann" ist hier ein Ehrenwort, denn um Mann zu sein mußte er eine vollkommene Wehre besitzen. Kinder und Leibeigene oder Knechte waren daher keine Mannen und durften nicht im Heerbann erscheinen.

Leben und Eigenthum jedes freien Bürgers (Wehrmanns),“ ſagt ein ſchleſiſcher Geſchichtsſchreiber,*) „ward von den Dinggenoſſen geſchätzt und verbürgt, und in dieſem Geſetze die Strafe gegen Verletzung derſelben, von der Ohrfeige bis zum Todſchlag darnach geſtimmt. Der Schuldige konnte ſich daher nie über das Urtheil beſchweren, das er im voraus ſich ſelbſt geſprochen hatte (indem er ſein Eigenthum ſchätzen und verbürgen ließ). Die Bürgſchaft machte, daß das Leben und Eigenthum der Verbürgten um ſo ſicherer wurde, je höher es geſchätzt ward. Die Strafe beſtand in Geld, welches ſelbſt den Todſchlag ſühnen konnte. Da man des Schreibens noch wenig kundig war, ſo wurden zu jeder Rechthandlung Zeugen erfordert. Wo dieſe fehlten, trat der Eid ein; als aber die Frequenz ihre Heiligkeit ſchwächte, erforſchte man im Zweikampfe den Ausſpruch Gottes.“ Das Magdeburger Recht handelt in den für Troppau angenommenen Rechtsartikeln von Geldſchulden, Verwundungen und Todſchlag, von den Zeugenſchaften, vom Eide, vom Wehrgelde, von Buße und Quoten, von den Einweiſungen in die Güter und der Theilung des Erbes, und beſtimmt, „daß der Richter des Gerichtes warte und pflege in rechter Dingſtätte, und daß dem in ſeiner Amtsthätigkeit mit Worten gemißhandelten Schöffen gebüßt werden müſſe.“ Leobſchitz hatte ein beſonderes Strafrecht, welches ſehr ſtrenge Beſtimmungen enthielt: „So wurde die Verletzung des Gottes-, Königs- und Stadtfriedens, oder des Hausfriedens mit bewaffneter Hand, mit Enthauptung, die Drohung mit Fauſt, Stock, Keule, Waffen oder dem blanken Schwerte, mit dem Verluſte der rechten Hand oder einem Gewette (Geldſtrafe) von zehn Pfunden und einer Geldbuße an den Bedrohten, Raub und Diebſtahl, wenn der Werth

*) Profeſſor Fauſtin Ens, Muſeumscuſtos am Gymnaſium zu Troppau.

des Geraubten oder Entwendeten mehr als „einen halben Vierdung“ betrug, mit dem Galgen, sonst aber blos mit Ruthenstreichen an der Schandsäule bestraft.

So wie nun die Stadt Troppau durch die Annahme des Magdeburgischen Rechtes ihre Rechtspflege geordnet hatte, so regelte sie auch allmälig ihr Vertheidigungswesen. Die Bürger der Stadt, welche hiefür berufen waren, standen in drei Rangstufen. Die erste war die der berittenen Bürger, welche die Mittel besaßen, sich Pferd und Zeug anzuschaffen. An sie schlossen sich zuweilen die adeligen Besitzer von Stamm- und Lehengütern, welche dann zu Anführern gewählt wurden; dann kam die zweite Rangstufe der Handwerker, welche, nach Zünften geordnet, mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, und die dritte Stufe der sogenannten Glevener oder Glevenbürger, welche aus einer Anzahl Handwerkern bestanden, die Gleven oder Sporen trugen und sich, vier oder sechs an der Zahl, stets auf einen langen Streitwagen stellten, wenn es galt, im Kampfe die Reihen der geharnischten Ritter zu durchbrechen. Jeder dieser streitbaren Bürger mußte sich die Waffen selbst verschaffen und sich auch selbst verköstigen; nur Wagen und Gespann wurden ihnen auf Kosten der Stadtgemeinde angeschafft und erhalten. Damit die Vertheidigung der Stadt vollständig geregelt sei, wurde sie nach der Zahl der Thore in drei Stadtviertel eingetheilt, und die Bewohner eines jeden dieser Viertel bildeten ein besonderes Fähnlein mit einem Hauptmanne; zuweilen wurde, wenn es nothwendig war, ein viertes Fähnlein von fremden Lanzenknechten von der Bürgerschaft in Sold genommen. Die Stadt war auch mit Gräben, Wällen, Mauern und Thürmen sattsam befestigt, und ein sogenannter Thurmmeister hatte hierüber die Aufsicht. Als bereits der Gebrauch der Feuergewehre eingeführt war, wurde in Troppau ein Zeughaus errichtet und mit Stücken, Feuerhaken und Handwaffen jeder Art versehen. Durch

ihre ſtarke Befeſtigung mit Ringmauern, Thürmen und Wällen waren aber Troppau und Jägerndorf die beiden Hauptpunkte des Landes, welche auch einem zahlreicheren Feinde Widerſtand leiſten konnten. Als ſpäter im Kriegsweſen an die Stelle des „Heerbannes“, zu welchem jeder Angeſeſſene verpflichtet war, das „Geleit“ trat, ſtellten ſich zu dieſem in der Regel nur erbloſe Söhne um Lohn und Beuteantheil.

Blicken wir in den während dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Schleſien üblichen Familienhaushalt des gewöhnlichen Bürgers in ſeinem Hauſe und in ſeiner Werkſtatt, ſo ſehen wir hier den Familienvater mit ſtillem Ernſte die Arbeit ſeines Hauſes ordnen und durch ſein eigenes Beiſpiel die Angehörigen ſeiner Familie, ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Geſellen, Jungen, Knechte und Mägde mit Strenge zur Arbeit und zur Ordnung ermuntern. Da gab es dann nach vollbrachter Arbeit des Tages die abendliche Ruhe und Unterhaltung in den mit grünen Zweigen verzierten Schenkſtuben bei einem Kruge guten Bieres, bis die Glocke des Rathhausthurmes um 22 Uhr Nachts zur Ruhe rief. Damals zählte man nämlich die Stunden nicht in unſerer Weiſe von 1 bis 12, ſondern nach der alten böhmiſchen Uhr in fortlaufenden zwei Zahlen, von 1 bis 24. Daß dies wirklich der Fall war, beweiſt die Stunden-Eintheilung an der berühmten, im V. Bändchen unſerer Volks- und Jugendſchriften erwähnten uralten, von Magiſter Hanuſch verfertigten Uhr am Prager Rathhauſe, aus deren künſtlichem Räderwerke beim Glockenſchlage die zwölf Apoſtel und zuletzt der Tod mit ſeinem Stundenglaſe hervortraten, und die Umſchrift eines an der Troppauer Pfarrkirche befindlichen Grabmahles, welche lautet: „1599 am Tage ſanckt lucia zwiſchen 23 und 24 Uhr iſt in Gott ſeligen entſchlafen die ehrbare Jungfrau Manda, Tochter des H. Wenzl Pochorni, Hutmachers in Troppau u. ſ. w.“ Außer den

gewöhnlichen Unterhaltungen des ſchleſiſchen Bürgers in der Geſellſchaft ſeiner bierberechtigten Mitbürger, fehlte es damals auch nicht an prächtigen Familienſchmauſen, bei welchen der öſterreichiſche und ungariſche Wein, der feurige Rheinwein und der balſamiſche Malvaſier in den Pokalen blinkten, und die wohlbeſetzte Tafel ſich unter der Laſt der vielen Gerüchte beugte, ſo daß ſogar eine eigene Verordnung des ſchleſiſchen Landrechtes erlaſſen werden mußte, welche, der Schwelgerei bei ſolchen Schmäuſen Einhalt thuend, feſtſetzte: „Ein Bürger, der eine Frau mit 100 Mark heirathet, ſolle bei der Hochzeit nicht mehr als 50 Schüſſeln, 5 Truchſeſſen (welche die Speiſen auftrugen), 5 Schenken, 5 Spielleute, des Morgens aber nur 6 und des Abends nur 5 Gerichte haben." — Als ein gewöhnlicher Leckerbiſſen auf den Tafeln der wohlhabenden Bürger der ſchleſiſchen Städte, namentlich Troppau und Teſchens, galten gefüllte Spanferkel, große Hechte und Hauptkarpfen, Bier und Weinſuppen, weißer und gelber Kuchen und Zuckerconfect. Dem Backwerke durften als Beigaben Safran, Eier, Zucker, und zur Abwendung der Kolik Kronkümmel nicht fehlen. Böhmiſcher Käſe zum Troppauiſchen Märzenbier bildete den Schluß. Bei ſolchen Gaſtmalen durfte auch die Muſik nicht fehlen, und der Stadtpfeifer mußte bei feſtlichen Anläſſen zum Tanze aufſpielen. Herumziehende Taſchenſpieler und Quackſalber belebten die Jahrmärkte; da gab es auch Falſchſpieler und wurden z. B. drei derſelben auf Bitte der Herzogin Barbara und ihrer Tochter im Jahre 1500 blos aus Stadt und Land verwieſen. Auch das Lottoſpiel kam ſchon im Jahre 1517 vor. Für die geſammte Landbevölkerung war die Kirchweihe mit den andern Kirchenfeſten ſtets eine frohe Zeit. Da kamen die Chriſtkindel-, Weihnachts-, drei Königs- und Oſterſpiele vor. Bei ſolchen Volksbeluſtigungen gab es wohl auch zuweilen arge Raufbolde, welche, wie die alte Polizeiordnung

Schleſiens zeigt, ſich Bruſt und Hände wohl zu verwahren verſtanden, Reifen und Pickelhauben in den Hüten trugen und häufig Schlägereien, ja ſelbſt Todſchläge verübten. Eine große Landplage waren die fremden Bettler und das herumſchweifende Geſindel.

Eine edle Stellung nahm in dieſem einſtigen Familienhaushalte der Schleſier die Hausfrau ein, welche mit hausmütterlichem Anſtande durch ihre mächtig wirkende Gegenwart und ihren eigenen ruhigen Fleiß das geſammte Hausweſen in erfolgreicher Weiſe leitete, ihre Töchter ſorgſam in dasſelbe einführte und, ihnen ſelbſt vorleuchtend, ſie an Frömmigkeit und häusliche Sparſamkeit gewöhnte, in der freundlichen Kammer beim Spinnrocken ihre Kleinen in der Verrichtung der täglichen Gebete und der Erlernung der Gebote Gottes und der Kirche unterrichtete, und auf dieſe Weiſe den reichen Segen der Religion in ihrem Hauſe verbreitete, deſſen Einrichtung, unter welcher insbeſondere die getäfelten Schränke mit blank geſcheuertem Zinn und blumigem irdenem Geſchirre den Schmuck der Wohnſtube und den Stolz der Hausfrau bildeten, überall Wohlſtand verrieth. Die ſorgſame Hausfrau ſelbſt trug in der Regel als Zeichen ihrer mütterlichen Würde am Haupte eine hohe, mit Gold- und Silberdraht bekrönte Haube, Schapel genannt, am Leibe ein ſteifes, reich geſtickes Mieder, um den Hals eine weiße Krauſe mit vielen Falten, und ihren übrigen Leib umhüllte bis zum Knie ein faltenreicher Mantel, welcher, wie dieſe Tracht noch an den alten ſchleſiſchen Grabmälern und auch Gemälden aus der damaligen Zeit zu ſchauen iſt, häufig mit Pelzwerk verbrämt und mit einer Kapuze verſehen war. Damit die Verſchwendung in der Kleiderpracht nicht ſo ſehr überhand nehme, ſah ſich der ſchleſiſche Fürſtentag veranlaßt, im Jahre 1556 anzuordnen: Daß die Pluderhoſen und kurzen Mäntlein allenthalben im Lande binnen vier Wochen ſofort abzulegen ſeien; jene Schneider, welche

ſolche Kleidungsſtücke aus fremden Ländern einſchleppen würden, ſollten ſtrenge geſtraft werden. Uebrigens trugen die reichen Bürger Schleſiens gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Staatskleider von Seide oder auch von feinem ungewäſſerten Kamelot und anderen koſtbaren Stoffen mit Schnüren und Borten geziert. Bei den Feſtmahlen und andern Unterhaltungen der damaligen Bewohner Schleſiens, lauſchten die frohen Gäſte gar gerne den Erzählungen von Abenteuern und Sagen, welche Einzelne von ihnen zum Beſten gaben; in ihren Tiſchgeſprächen herrſchte mehr Ernſt als Scherz, und noch ſind als Zeichen ihres gemüthreichen Verkehres aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert zahlreiche, in den ſchleſiſchen Familienkreiſen gangbar geweſene Sprichwörter vorhanden, von denen ein ſchleſiſcher Gelehrter unſerer Zeit, der obengenannte Profeſſor Fauſtin Ens, unter Anderen die nachſtehenden ſammelte:

1. Andere Jahr, andere Haar.
2. Leb für dich, Dienſt hat Müh auf ſich.
3. Der Tod hat kein Kalender.
4. Langſam zum Säckel, hurtig zum Huet,
   Hülft manchem jungen Bluet.
5. Der Herr iſt gut, dem man ſein Willen thut.
6. Der Fuchs entdeckt den Balg, behält den Schalk.
7. Ein gutes Pferd iſt ſeines Futters werth.
8. Von kleinen Fiſchlein werden die Hechte groß.
9. Halt dich rein, acht' dich klein.
10. Sei gern mit Gott und dir allein,
    Und mach' dich niemand zu gemein,
    So wirſt in Fried und Ruhe ſein.
11. Es wird ein jeder Gaſt
    Am dritten Tag zur Laſt.
12. Wer will mit Nutzen reiſen,
    Muß haben Falkenaugen, Eſelsohren, Schweinsrüſſel,
    Eſelsrücken und Hirſchfüße.

13. Verſtand gehört zum Rathen,
Gottes Beiſtand zum Thaten.
14. Was nicht geſteckt in Leiden,
Das hat kein herzliches Mitleiden.
15. Eheleute, die ziehen ungleich,
Werden ſelten reich.
16. Was muß ſein, da ſchick' dich d'rein.
17. Wer will haben gute Ruh, der ſehe zu
und ſchweig dazu.

Zur Förderung der Geiſtesbildung wurde eine öffentliche Schule in Troppau gegründet, in welcher die männliche Jugend in den erſten Wahrheiten der Religion, im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde. Die Brüder des damals beſonders hochgeachteten Prediger-Ordens unterhielten außerdem gelehrte Schulen in Troppau, an denen z. B. nach einer noch vorhandenen Urkunde aus dem vierzehnten Jahrhundert, ein Dominikaner als professor primarius und ein anderer als lector philosophiae thätig war, und mit den Novizen des Ordens auch die Söhne vornehmer Familien in der Rhetorik, Dialektik, in der Theologie und im Cisio janus (einem Kalender in Verſen) unterrichtet wurden, während die Söhne anderer Familien auf die von Kaiſer Carl IV. gegründete Univerſität in Prag, oder auf die Gymnaſien in Wien und Breslau geſchickt wurden. Unter den damaligen Gelehrten der Schulen in Troppau nahm der daſelbſt geborne, dem Predigerorden angehörige Martin Strepus, gewöhnlich Polonus genannt, einen vorzüglichen Platz ein; er wurde ſpäter zum Ordensgeneral gewählt, zum Beichtvater des Papſtes Nikolaus III., endlich im Jahre 1278 zum Erzbiſchofe von Gneſen ernannt, war ein vortrefflicher Theolog und tüchtiger Kanzelredner. Andere gelehrte Männer Troppau's jener Zeit waren Adam Pelanus von Polansdorf, Doctor der Theologie, und Johann Kunſch, Hof-

prediger des Churfürſten Wilhelm von Brandenburg. Wie umfangreich und bedeutend die Landeshauptſtadt Troppau bereits im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſomit ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege war, erzählt der Chroniſt Schickfuß mit folgenden Worten: „Unter den vornehmſten Städten iſt Troppau nicht die geringſte, ſondern gewißlich ein ſolcher Ort, darum der durchreiſende Mann ſeine Luſt und Freude hat. Sie erſtreckt ſich in das böhmiſche Gebirge und grenzt mit dem mähriſchen Lande an einen luſtigen Ort und liebliche Ebene. Die Gebäude, zu geiſtlichen Sachen gehörig, ſind in Stein über die Maſſen ſchön und koſtbar aufgebaut. Unterſchiedliche Schulen und Hoſpitäler findet man zu Troppau, und gibt hierin die Stadt anderen nichts bevor. Die politiſchen Gebäude betreffend, iſt daſelbſten eine alte fürſtliche Burg, aber etwas enge, welche nothwendigſt einen Medikum haben ſollte, ein großes, in Stein aufgeführtes Rathhaus, hohe Thürme und andere ſehr anſehnliche Kommoditäten, wie auch wohl verſehene Zeughäuſer. Die Privathäuſer ſind faſt alle in Stein ſauber und hoch aufgeführt, und oben ſind ſie mehrentheils mit Altanen alſo gemacht, daß ihnen die Feuersbrünſte nicht ſonderlich ſchaden können, welches dann zumal der Stadt ein ſchönes Anſehen macht. So man für die Stadt hinausgeht, findet man lange und große Vorſtädte.“ Außer dieſer Schilderung Troppau's durch den Chroniſten Schickfuß, iſt aus andern Berichten und Urkunden zu entnehmen, daß in der Nähe der Pfarrkirche ein Begräbnißplatz der Troppauer war, auf welchem, ſowie in der Kirche ſelbſt, die angeſehenſten Bürger mit ihren Familien ihre letzte Ruheſtatt fanden. Der ſogenannte Niederring wird urkundlich ſchon im Jahre 1348 erwähnt. Im Jahre 1580 erkaufte der Troppauer Magiſtrat in der Nähe des alten Rathsgebäudes ein Haus, welches er mit einem Thurme verſah und worin er fortan ſeine Verſammlungen hielt.

Die Stadt war übrigens mit dicken Mauern umſchloſſen, hatte drei mit Thürmen verſehene Thore und maſſiv gebaute, mit Zugbrücken verſehene Thorhäuſer, durch welche man in die Vorſtädte gelangte.

Nicht minder kräftig wie Troppau, entwickelte ſich die zweite Hauptſtadt Schleſiens mit ihrem Bezirke, die ſchöne Stadt Teſchen. Der jetzige Bezirk Teſchen bildete einſt die Kaſtellatur Teſchen, war ein kleiner Bruchtheil des großen polniſchen Reiches und ging in dieſem völlig auf. Obwohl dieſer Kaſtellbezirk Teſchen einen ſehr geringen Umfang hatte, ſo war Teſchen doch als Grenzland gegen Mähren für Polen nicht ohne Bedeutung, daher auf dem Platze, wo jetzt das Schloß mit dem Garten vor der Stadt Teſchen ſteht, eine Grenzburg erbaut, denn die Oertlichkeit war ganz zum Baue eines Kaſtells geeignet, da dieſes, vom Olſaflüßchen, dem Boberbache und einer ſchroffen Felſenwand gedeckt, nur gegen die ſpäter erbaute Stadt zu, durch ſtärkere Befeſtigungswerke geſchützt zu werden brauchte. Auch die im Rücken des Teſchner Gebietes ſehr ausgedehnten Gebirgswaldungen bildeten natürliche Schutzwerke Polens gegen die mähriſche Grenze. Bald war das waldige Ländchen mit kleinen Dörfern bedeckt, und der Grund zur Erbauung der Stadt Teſchen gelegt. Ueber die Gründung derſelben leben manche Sagen im Volksmunde, welche jedoch der geſchichtlichen Begründung entbehren. Nach einer dieſer Sagen wäre der polniſche Prinz Cieszymir der Gründer Teſchens, von welchem die Stadt ihren Namen (polniſch Cieszym) erhalten hätte. Nach einer Sage wäre derſelbe Cieszymir einſt mit ſeinem Bruder in den dichten Wäldern der Gegend des nunmehrigen Teſchen, mit welchen die das Olſathal umſchließenden Anhöhen bedeckt waren, auf der Jagd befindlich geweſen, habe ſich von ſeinem Bruder getrennt und ſei mit dieſem ſpäter, von der Hitze des Tages ermüdet, bei einer friſchen Quelle wieder zuſammengetroffen, wo ſich

beide labten, ihren dritten, auf der Jagd gleichfalls verirrten Bruder fanden und von der Anmuth des lieblichen Thales zu ihren Füßen entzückt, den Entschluß faßten, auf dieser Stätte ein Jagdschloß zu bauen, was auch geschah, und wodurch nun der Grund zur später erstandenen Stadt Teschen gelegt wurde. Der vaterländische Schriftsteller Paul Lamatsch von Warnemünde hat diese Sage von der Gründung Teschen's in einem längeren Gedichte poetisch bearbeitet, von welchem das nachstehende Bruchstück „die Brüderquelle" besonders anziehend ist:

In den dunkeln Waldeshallen
Hört man lauten Jubel schallen,
  Denn des Anblick's hohes Glück
  Leuchtet aus der Fürsten Blick;
Auf den nahen Hügelreihen
  Sahen sie im frischen Grün
Bunte Heerden sich zerstreuen,
  Viele Hirten fröhlich zieh'n.

Aus des Waldes Finsterniſſen
Schienen sie hervorgerissen,
  Und in eine Flur versetzt,
  Die das Auge hoch ergötzt;
Durch des Thales Tiefe ringet
  Sich ein Fluß mit raschem Fall,
Und zu ihren Füßen springet
  Eine Quelle von Krystall.

O! wie beugen sich die Brüder
Schnell zum holden Borne nieder,
  Der in steter Munterkeit
  Reiche Perlen rings zerstreut;
Dann mit raschen, langen Zügen
  Löschen sie des Durstes Glut,
Und mit innigem Vergnügen
  Seh'n sie in die klare Flut.

Und als mit der frischen Kühle,
An dem heißersehnten Ziele
  Ihrer langen Pilgerbahn,
  Nun der Abend brach heran;

Als im Untergang die Sonne
Hinter Bergen ſchon verblich,
Rief in ſeiner höchſten Wonne
Lesko: „O, wie freu' ich mich!“

„Wie erfreuen wir uns Alle!“
Tönt es in der Schattenhalle,
„Wie erquickt uns die Natur
Durch den Anblick ſolcher Flur;
Hier an Polens fernen Grenzen,
Mag der ſpäten Folgezeit
Noch ein ſchönes Zeichen glänzen,
Kündend, wie wir uns erfreut.“*)

„Ja es ſoll,“ ſpricht jetzt mit Weihe
Lesko: „wahre Brüdertreue
Hier im innigen Vertrau'n,
Kräftig jetzt ein Denkmal bau'n;
Und die liebe Felſenquelle,
Die nach langem Sonnenbrand
Uns erquickt mit ihrer Welle,
Sei der Brüderbrunn genannt.“

„Ueber ihr Gewäſſer breite
Sich ein ſchimmernd Dach in's Weite,
Und von dauerndem Geſtein
Soll fortan ihr Becken ſein;
Dort auf jener ſchönen Höhe,
Wo ich Euch, Ihr Theuren, fand,
Bau'n wir, in des Brünnleins Nähe,
Uns ein Haus mit ſtarker Hand.“**)

Dann, umringt von grünen Zweigen,
Werden bald ſich Hütten zeigen,
Und wenn Jahre einſt entflieh'n,
Wird hier munt'res Leben blüh'n;
Doch ſelbſt in des Namens Klange
Walte die Erinn'rung fort,
Wie wir uns nach Herzensdrange
Hocherfreut an dieſem Ort.“

---

*) Ciesym: ich erfreue mich, daraus: tieſſim, tieſſin, Teſchen.
**) Das ſogenannte Jagdhaus.

Wohlgefällig ſeh'n die Brüder
Auf die Abendlandſchaft nieder,
Die im ſchönen Mondeslicht
Jetzt zu ihrem Herzen ſpricht;
Und in wenig flücht'gen Tagen
Gibt ihr ſchönes Werk ſich kund,
Denn die erſten Mauern ragen
Freundlich aus der Erde Grund.

Tauſend ſchwere Jahreswogen
Sind im Sturm der Zeit entflogen,
Und noch fließet ſilberhell
Der Piaſten Bruderquell,
Doch nicht in des Waldes Räumen
Rieſelt jetzt der klare Born,
Und wo ſeine Perlen ſchäumen,
Tönt nicht mehr des Jägers Horn.

Mächtig hat die Zeit gewaltet,
Vieles hat ſie umgeſtaltet,
Und aus Lesko's ſtillem Haus
Ging ſo manches Große aus;
Nach und nach erſtanden Hütten,
Eintracht und Geſelligkeit
Milderte des Volkes Sitten,
Und erſchuf Zufriedenheit.

Es erſchallt in den Gehegen
Bald die Axt mit ſtarken Schlägen,
Und im dunklen Waldesraum
Sinkt ſo mancher Rieſenbaum;
Doch in ſegenvoller Schwere
Reifet bald die Saatenflur,
Und der reichen, gold'nen Aehre
Lächelt milde die Natur.

Friede blühet, es verbreitet,
Durch Betriebſamkeit geleitet,
Wohlſtand ſeine ſchöne Frucht,
Die der Menſch ſo gerne ſucht;
Hütten, die ſonſt einſam lagen,
Einen ſich zu langen Reih'n,
Und aus ihrer Mitte ragen
Hohe Kirchen von Geſtein.

Eine Burg, in deren Hallen
Freundlich gute Fürſten wallen,
Gibt ſich in dem Hintergrund
Bald mit ſtolzen Mauern kund;
Cieſtmir, der ſie erbaute
An des Felſens ſteilem Rand,
Gab des eig'nen Namens Laute
Dieſem Denkmal ſeiner Hand.*)

So wie uns die Sage kündet,
Wurde Teſchen einſt gegründet,
So ſtieg in der Jahre Lauf
Manche Stütze kräftig auf;
Wie der Bach die raſche Welle
Sendet bis zum Ocean,
Wuchs auch an der Bruderquelle
Lesko's Haus zur Stadt heran.

Feſtgebaute Häuſer ſchmücken
Jetzt den ſtolzen Bergesrücken,
Der in's Thal herniederſieht,
Das die Olſa raſch durchzieht;
Regſam durch die breiten Straßen
Treibet ſich der Menſchen Schaar,
In gedrängten bunten Maſſen,
Vielgeſchäftig immerdar.

Der Piaſtenſtamm verblühte,
Doch mit ihm ſchied Huld und Güte,
Wie ſo manches Denkmal ſpricht,
Von des Landes Herrſchern nicht;
Denn mit hoher Milde waltet
Habsburg's blühendes Geſchlecht,
Unter ſeinem Schutz entfaltet
Inn're Stärke ſich und Recht.

Und ſo mag in ſpätern Zeiten
Dauerhaft ſich noch verbreiten,
Durch ein gnädiges Geſchick,
Ueber Teſchen Heil und Glück;
Friede ſchmücke ſeine Auen,
Daß ſie kräftig ſtets gedeih'n;
Fürſtengüte, Volksvertrauen,
Möge ſeine Loſung ſein!

*) Ciesim.

Der Name „Teſchen“ wird alſo freilich nur nach der alten Sage von Cieszynir hergeleitet; in ſpäterer Zeit wollte man den Urſprung dieſes Namens in dem polniſchen Worte cieszye, böhmiſch těšit (ergötzen, erluſtigen), gefunden haben, brachte damit die wild- und waldreiche Umgebung der Stadt und die Angabe des Chroniſten Schickfuß, von einem alten Reſidenzſchloſſe mit dem zufälligen Namen eines Brunnens der Stadt Teſchen, in Verbindung. Geſchichtlich nachweisbar iſt jedoch nur, daß die Burg Teſchen wahrſcheinlich von dem thatkräftigen Boleslaus Chrobry erbaut wurde. Bald erſtanden um das ſtarke Kaſtell Teſchen einzelne Häuſer, welche eine Ortſchaft bildeten und Ackersleute und Handwerker ſiedelten ſich an. Die damaligen Häuſer dieſes älteſten Teſchen waren aus leichtem Gebälke zuſammengefügt, in deren mit Rauch gefüllten Gemächern, welche der Familie und den kleineren Hausthieren zum gemeinſchaftlichen Aufenthalte dienten, das Tageslicht nur ſpärlich durch die kleinen Fenſter hineinfiel. Der Chroniſt Schickfuß des ſiebzehnten Jahrhunderts aber ſchildert die Stadt Teſchen in ihrer damaligen Beſchaffenheit ſehr vortheilhaft. Er bezeichnet den Boden als fruchtbar, nennt Olſa und Weichſel fiſchreiche Gewäſſer und preiſ't die von den Gebirgen kommende Luft als friſch und geſund für Menſchen und Thiere. „An Holz,“ ſagt er, „iſt Ueberfluß, daher es auch ſehr billig iſt. Wild und große Vögel ſind reichlich vorhanden. Aus Ungarn werden köſtliche Weine und Früchte herbeigeführt und will faſt nichts, ſo zu des Menſchen Unterhalt und Luſt dienſtlich, an dieſem Orte mangeln.“ Von den Gebäuden der Stadt Teſchen führt der genannte Chroniſt die alte Schloßkapelle, das Dominikanerkloſter und die dazu gehörige ſchöne, hohe, lichte und große Kirche an, ſodann die Stadtkirche, die Schule und das Spital. Unter dem Thorgewölbe der befeſtigten Burg, wo die Herzoge von

Teſchen reſidirten, ſtanden nach ſeiner weitern Beſchreibung mächtige Geſchütze; das Schloßgebäude ſelbſt war einſtöckig und hatte auch Zimmer unter der Erde. Das zierlich gebaute Rathhaus ſtand an der Ecke des Ringes, welcher ſelbſt ziemlich groß und gar ſauber war; in der Mitte aber einen mit Kupfer gedeckten Röhrbrunnen hatte. Die Häuſer auf dem Ringe bezeichnet er als von Stein aufgeführt; doch gab es in den Gaſſen noch viele hölzerne Gebäude mit Gängen auf der Gaſſenſeite verſehen. Dicke Mauern umgaben, ſtarke und feſte Thorhäuſer ſchloſſen die Stadt. „Speiſe und Trank," bemerkte der Chroniſt weiter, „und andere tägliche Nothdurft, iſt in Teſchen alles wohl zu bekommen, ſchön Brod und gut Fleiſch iſt um leidliches Geld zu erlangen; die Weinzeche hält Ordnung und ſorgt für köſtliche ungariſche Weine; es findet ſich Waizen- und Gerſtenbier, dieſes nennen ſie „Matznotz", durch welches die Walachen, wenn ſie zum Wochenmarkt in die Stadt kommen, zu ihrem haidukiſchen Tanz ſtattlich aufgefriſcht werden."

Der erſte Herzog Oberſchleſiens war Mieſko I., Herzog von Oppeln, welcher vom Jahre 1163 bis 1211 regierte. Schon vor ihm hatte der ſegnende Strahl des Chriſtenthums in Schleſien Eingang gefunden. Die von dem griechiſchen Kaiſer Michael entſandten Chriſtenapoſtel Cyrill und Methud lehrten hier das Evangelium in der ſlaviſchen Nationalſprache, und entſandten ihren Jünger Ozlav in das Fürſtenthum Troppau, wo derſelbe gleich wohlthätig wirkte. Die Hauptſtadt Troppau iſt ohne Zweifel, da ſie ſchwerlich vor dem Erſcheinen des chriſtlichen Predigers Cyrillus im Jahre 863 nach Chriſti Geburt beſtanden hat, von einem chriſtlichen Fürſten gebaut und durch Chriſten zuerſt bevölkert worden. Der erſte chriſtliche Gottestempel war in Troppau die Kirche zu „unſerer lieben Frau". Später ſtiftete am 1. September 1291 Herzog Nicolaus I. ein Predigerkloſter

ſammt Kirche, dann kamen die Maltheſerritter, welche zu Ehren ihres Schutzheiligen, Johann des Täufers, bei der großen Brücke eine Kapelle bauten; und weitere Stiftungen im chriſtlichen Sinne folgten, ſo daß ſchon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Troppau von 14 Kirchthürmen der Glocken feierliches Geläute zum gemeinſamen Gebete rief.

Da Schleſien, wie oben bemerkt, anfänglich zu Polen gehörte, wo lange das Heidenthum herrſchte, verehrten auch die Bewohner Schleſiens anfänglich die heidniſchen Götter, insbeſondere die Sonne. „Nächſt dieſer verehrten ſie," wie ein alter Schriftſteller Schleſiens, Ferdinand Buckiſch*), ſagt, „auch das Feuer, welches ſie ſtets durch gewiſſe Prieſter, ſo dazu unice erwählet waren, bei ſich in ihren Häuſern erhielten, und, wenn etwa die Ihrigen mit Krankheit befallen wurden, oder ſonſt ſie eine Noth anſtieße, zu fragen pflegten. Sie ſchrieben auch den Bäumen eine Gottheit zu, und je höher ein Baum war, je mehr er angebetet wurde. Daher, als das Chriſtenthum dieſen Landen geprediget und ſie vermahnt wurden, ihre Bäume umzuhauen, hat Niemand ſich unterſtehen wollen, dieſe Götter anzurühren, ehe und bevor die Prieſter durch ihr Exempel ſie dazu ermuntert gehabt." — Ueber die erſte Annahme des Chriſtenthums durch die alten Schleſier, erzählt nun derſelbe Geſchichtsſchreiber unter Anderem die wenig bekannte Begebenheit: „Es regierte umb das Jahr Chriſti 921 deß alten Phaſten Abnepos Semomislaus, Großherzog in Pohlen, welchen erſt im Alter Gott mit einem Erben begabt, der aber blind auff dieſe Welt gebohren worden. Vnd wie der

*) Prolegomena ſchleſiſcher Kirchen-Hiſtorien, entworfen durch Gottfried Ferdinand Buckiſch, königl. Briegiſchen Regierungs-Secretarium, Neyß (Neiſſe), gedruckt durch Chriſtoph Lertz, Stadtbuchdrucker 1685.

Vatter zu Gnieſen die Feſtivität zur tonsur, oder Benahmung ſeines neugebohrnen Sohnes Mieslai angeſtellet, auch hierzu die vornehmſten Stände vom Adel invitiret, und, nach verrichtetem Actu, bey der Taffel gehabt, wird ihm angemeldet, daß ſein Sohn Mieslaus ſehend worden ſey; inmaſſen dann mit aller anweſenden Verwunderung das Kind mit hellſehenden Augen öffentlich vorgetragen worden. Worauff Semomislaus bey den Verſtändigen ſich befraget, was doch dieſes bedeuten würde? So hat er dieſes, vielleicht von den ſich daſelbſt befindlichen Chriſten zur Nachricht erhalten, daß gleich wie durch Göttliche Gnade dieſes blinde Kind am Geſichte erleuchtet worden, alſo werde in Kurtzem durch ihn das ganze Pohlen-Land und consequenter auch Schleſien, als darunter es damals gehörig, am Glauben erleuchtet werden. So auch geſchehen." — Der neugeborne Prinz Mieslaus, welcher ſeinem Vater in der Regierung folgte, verehelichte ſich nachmals mit der Tochter Dambronica des Böhmenkönigs Boleslaus I., nahm deshalb den chriſtlichen Glauben an und ließ ſich im Jahre 965 zu Gnieſen taufen und ſeinem Beiſpiele folgten die Großen ſeines Reiches und das Volk, zu deſſen Bekehrung Papſt Johann XIII. den Cardinal Aegidius nach Polen und Schleſien ſandte, welcher hier chriſtliche Kirchen errichten ließ, in denen anfänglich der Gottesdienſt in der Volksſprache abgehalten werden durfte.

Der ſegnende Strahl des Chriſtenthums, welcher nunmehr auch das ſchöne Schleſien erleuchtete, wurde aber in den folgenden Jahrhunderten, ſo wie in Böhmen, in trauriger Weiſe, insbeſondere durch jene Kämpfe der einzelnen Religionsparteien getrübt, welche zur Zeit der huſſitiſchen Kriege und nach dem Auftreten der Schweden in Deutſchland im dreißigjährigen Kriege erfolgten. „Da hub z. B.," wie der obgenannte ſchleſiſche Geſchichtsſchreiber, Gottfried Ferdinand Buckiſch, erzählt, „anno

1427 ſich der Lermen auch in Schleſien an, wozu ſich einer, Namens Bedricus, in Mähren, und von der katholiſchen Religion Abgeſprungener zum Führer aufwarff.“ „Sie durchſtreifften,“ fährt er fort, „das Land nicht anders, als wie eine groſſe Fluth; was geringe Städte und Flecken waren, die nahmen ſie mit Gewalt ein, plünderten und ſteckten ſie an, das Land aber verderbten ſie in Grund. Solcher Geſtalt haben ſie den Anfang in Lauben am 19. Mai gemacht, daſelbſt alles ermordet, die Schüller und Prieſter, ſo in die Kirche geflohen und das Salve regina geſungen, vor dem Altar enthauptet und im Blute gewältzet; bloß ein eintziger Knabe, der unter den Todten ſich verborgen, hat ſein Leben erhalten; der Pfarrer, welcher auß der Kirchen von einem Fenſter herabgeſchryen, das Volk umb der Ehre Chriſti willen zur Beſtändigkeit und zum ſtreiten ermahnet, iſt herabgeworffen, mit Händ und Füſſen an 4 Pferd gebunden und alſo in Stücken zerriſſen worden. Nachmals haben ſie den Hahn bei Lignitz occupiret, die Knaben in den Schulen und die Prieſter in der Kirche alle geköpffet, auch ſonſt alle Menſchen bis auf 15 erſchlagen und die Stadt ausgebrennet. Nach 3 Tagen thäten ſie dergleichen auch zu Goldberg, allwo ſie den Bruder Thomas bei dem Dorff Lopatz gefangen nahmen, ihn in ein Kaſten ſchloſſen und öffentlich verbrannten; dergleichen Unfug ſie anderwärts mehr in Schleſien und ſonderlich in den beiden Feld-Klöſtern Heinrichau und Camentz getrieben, in welchem Letzteren ſie die Geiſtlichen von dem mittlern Schwiebogen in die Kirche hinabgeworffen und ſolchergeſtalt zur Marter-Crone befördert.“

Dem ebenſo klugen als tapfern Herzog Wilhelm von Troppau gelang es, die in dem Lande von Seite der Huſſiten drohende Gefahr abzuwenden. Um aber auch der huſſitiſchen Lehre Eingang in die Herzen der Bewohner Schleſiens zu wehren, erſchien der gottbegeiſterte

Benedictinermönch Johann Capiſtranus und hielt in Troppau und Leobſchütz auf freiem Felde, wie er gewohnt war, feierliche Reden, durch welche er auch den Herzog Wilhelm und die Bürger der Stadt Troppau bewog, in der Stadt ein Kloſter für die Franziskaner der ſtrengen Ordensregel zu bauen, wofür im Jahre 1451 vor dem Ratiborer Thore ein Platz eingeräumt und deſſen Bau im Jahre 1453 begonnen wurde; es erhielt ſeine erſten Ordensbrüder von Koſel. Juden ſiedelten ſich erſt ſpäter im ſechzehnten Jahrhundert im Teſchniſchen förmlich an; doch finden ſich auf dem jüdiſchen Gottesacker in Teſchen drei Grabſteine aus den Jahren 1362, 1364 und 1366. Im Jahre 1575 erhielt der Jude Markus durch Herzog Wenzel die Bewilligung zum Ankaufe eines Hauſes in Teſchen und die Landesordnung des Fürſtenthumes ſetzte bezüglich der Juden feſt: „daß ſie ohne Bewilligung der Grundherrſchaft den Unterthanen kein Geld leihen, daß ſie von einer Mark an wöchentlichen Zinſen nicht mehr als zwei Heller nehmen und geſtohlenes Gut nicht kaufen ſollten.“ Im ſiebzehnten Jahrhundert lebte in Teſchen die ſehr bemittelte Judenfamilie des Mauthners Jakob Singer, welche im Jahre 1691 mit den Dienſtleuten ihres Glaubens 38 Köpfe zählte und die fürſtlichen Mauthen gepachtet hatte. Vater Samuel Singer erhielt im Jahre 1640 als herzoglicher Mauthner gleichfalls die Bewilligung zum Ankaufe eines Hauſes als wirkliches Beſitzthum und ſein Sohn Samuel und deſſen Sohn erhielten vom Kaiſer Leopold die Befugniß zur Eröffnung eines Kramladens; doch durften ſie ihren Gottesdienſt nicht öffentlich ausüben. Im Allgemeinen jedoch war den an ihrer Habe und an ihrem Leben ſtets bedrohten Juden ſeit dem Auftreten des berühmten Predigers Johann Capiſtran nicht mehr vergönnt in Schleſien mit Ruhe und Sicherheit zu weilen und aus Troppau waren ſie ſeit 1500 verbannt. Nicht unwahrſcheinlich ſtand dieſe Verbannung in mehr

oder minder entferntem Zuſammenhange mit dem Halsproceſſe eines Juden, Namens Michael, welcher, ohne Zweifel durch die Folter gezwungen, in Breslau das Geſtändniß machte: „daß er auf dem Fiſchmarkte in Troppau ein Kind geraubt und daſelbſt einem andern Juden Namens Aaron verkauft habe, ferner daß die männlichen Juden, welche über 30 Jahre alt wären, ſich zu Oſtern die Stirn mit Chriſtenblut beſtrichen.“ Der Unglückliche ließ ſich, wahrſcheinlich um ſich zu retten, taufen, wurde aber dennoch am 13. März 1505 enthauptet. Damals wurde das alte Mährchen von der Tödtung der Chriſtenkinder durch Juden zur Aufreizung gegen dieſelben unter dem Volke häufig verbreitet; ſo wurden die Juden aus Leobſchütz im Jahre 1543 wegen eines angeblich von ihnen bei Kreiſewitz an einem Chriſtenkinde verübten Mordes verjagt und lange war es den Juden verwehrt, ſich in Troppau niederzulaſſen. Als aber Kaiſer Joſef II. ſein Toleranzpatent erließ, wurde den Juden mehr Freiheit geſtattet; der Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und jüdiſchen Kleidertracht wurde aufgehoben, den Iſraeliten wurde die Pachtung von Domeſtikalgrundſtücken, die Anlegung von Fabriken, die Eröffnung von Handlungen geſtattet und nun auch erlaubt, ſich mit Bewilligung der Obrigkeit überall im Lande niederzulaſſen.

Dagegen finden wir im Bereiche des religiöſen Lebens der einſtigen Bewohner Schleſiens im Mittelalter wieder andere erhebende Lichtbilder in der Geſchichte dieſes Landes.

Da war es z. B. unter der Regierung Ober-Schleſiens durch Herzog Wladislaus (vom Jahre 1246 bis 1282), welcher ſich die Kultur ſeines Landes ſehr angelegen ſein ließ, für die Hebung des Wohlſtandes in den Dörfern und Städten Vieles that und in der Landesgeſchichte ein „gar frommer Mann“ genannt wird, daß dieſer

Fürſt das Benedictinerſtift Orlau gründete, an welches ſich wieder eine Sage knüpft. „Als einſt," lautet ſie, „Herzog Miesko I. mit ſeiner Gemalin in den dichten Wäldern, wo heute Orlau ſteht, jagte, erblickten Beide an dem Platze, wo jetzt die Kirche mit ihren Zinnen emporragt, einen ungewöhnlich großen Adler, welcher ein erbeutetes Thierchen im Schnabel hielt und dieſes plötzlich vor dem Herzoge und ſeiner Gemahlin auf die Erde fallen ließ. Da nun bald darauf die Herzogin in dieſer Gegend ein Söhnlein gebar, welches in der Taufe den Namen Kaſimir erhielt, ſo erbaute Herzog Miesko an der Stelle, wo ihm der Adler gleichſam glückbringend erſchienen war, eine Kapelle und legte nach theilweiſer Ausrodung des Waldes hier eine Ortſchaft an, welche, da Adler im Polniſchen Orzeł (im Böhmiſchen Orel) heißt, Orlau benannt wurde. Nachdem der dem Herzoge dort geborne Prinz Kaſimir nach dem Ableben ſeines Vaters zur Regierung gelangt war, berief er Mönche aus dem Stifte des heiligen Benedictus zu Tiniec und gründete das Kloſter derſelben zu Teſchen mit einer Kirche. Er übergab dieſer Stiftung, wie die Sage weiter lautet, zuerſt das Dörfchen Orlau und ſpäter noch 20 andere Ortſchaften. Sein frommer Sohn, der obgenannte Herzog Wladislaw aber, welcher hörte, daß die erwähnte, von Miesko I. gegründete Kapelle zu Orlau durch Wunder, welche ſich ereigneten, einen beſonderen Ruf bekam und daß dort nunmehr von allen Seiten Menſchen zuſammenſtrömten, verſetzte nun die Benedictiner von Teſchen nach Orlau, wo dieſe die Wälder lichteten und Wohnhäuſer erbauten." Liegt nun auch kein geſchichtlicher Nachweis über die Gründung des Benedictinerkloſters zu Teſchen durch Herzog Kaſimir vor, ſo iſt doch urkundlich ſichergeſtellt, daß Orlau ſchon im Jahre 1227 Eigenthum der Benedictiner von Tiniec war.

Ein anderes liebliches Bild aus dem einſtigen reli-

giöſen Leben in Schleſien, namentlich im Teſchener Bezirke iſt das erhabene Lebensbild der in der katholiſchen Kirche nunmehr unter dem Namen der „heiligen Hedwig“ und Landespatronin Schleſiens, verehrten Gemalin Hedwig des Herzogs Heinrich I. von Schleſien. Dieſe edle Frau entſtammte dem angeſehenen Hauſe der Herren von Andechs; ſie war die Muhme der nachmals gleichfalls heiliggeſprochenen großen Wohlthäterin der Armen, Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen. Schon im erſten Frühlingskleide der Jugend bewährte ſie im Kloſter zu Kitzingen am Main, wo ſie erzogen wurde, einen ernſten und frommen Sinn, welcher in dieſer klöſterlichen Einſamkeit noch mehr an ihr gehegt und gepflegt wurde. Das ſchöne Leben und Wirken der frommen Hedwig fällt nun in die Zeit der Kreuzzüge, in jene ernſte Periode, in welcher Tauſende von der Macht des Glaubens getrieben, von der Lehre der erhabenen Religion Jeſu Chriſti erfüllt, ihr Alles freudig zum Opfer brachten, um ihren Glauben thatkräftig zu bekennen und mit Verachtung des Irdiſchen in dem Kampfe für den Glauben ihr einziges Lebensziel fanden. „Jene Zeit gehörte,“ wie ein vaterländiſcher Geſchichtsforſcher*) bedeutungsvoll ſagt, „einer religiöſen Stimmung an, die uns abhanden gekommen, daher faſt unverſtändlich iſt.“ Der Gemal Hedwig's, Herzog Heinrich I. von Schleſien, war der Vormund der Söhne des verſtorbenen Herzogs Kaſimir von Oppeln und verwaltete als ſolcher auch dieſes Herzogthum durch einige Jahre. Seine treue Gemalin Hedwig ſchenkte ihm ſechs Kinder. Sie war ein ſtrahlendes Vorbild der chriſtlichen Demuth und Milde, eine wahre Mutter der Armen und Unglücklichen, denen ſie Alles opferte,

*) Profeſſor Gottlieb Biermann in Troppau, Geſchichte des Herzogthums Teſchen.

was ihr Eigen war, auch die ihren Augen ſo häufig entquellenden Thränen des Mitleids. Kein Unfall konnte jemals ihr ſchönes Gottvertrauen erſchüttern, Standhaftigkeit und edle Seelenſtärke waren ihre Haupttugenden, durch ſtrenge Kaſteiungen erwarb ſie ſich die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen, von welchen ihr ſo manche Wunder zugeſchrieben wurden. Gar manche Schickſalsſchläge hatte dieſe edle Fürſtin zu ertragen „Sie mußte es erleben," ſagt der oberwähnte Geſchichtsforſcher, „daß ihre beiden Söhne im blutigen Bruderkriege das Schwert gegen einander zückten und ſchaute bald darauf das tragiſche Ende des Einen. Sie ſah ihren Gemal in harte Gefangenſchaft gerathen; vor dem Gedanken zurückbebend, ſeine Befreiung mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, wagte ſie ihre eigene Sicherheit und eilte zum Herzog Konrad von Maſovien, den ſie zur Löſung der ſchweren Ketten ihres Mannes beſtimmte. Sie ſchloß ihm die Augen zum ewigen Schlaf und ſie, welche mit ſeinem Hinſcheiden den herbſten Verluſt erlitt, fand Seelenſtärke genug, die über den Tod ihres Gönners troſtloſen Nonnen von Trebnitz, auf den unabänderlichen Rathſchluß des Himmels hinzuweiſen, dem ſich jede Creatur in Demuth zu fügen habe. Und als ihr die Trauerbotſchaft kam, daß Heinrich II., der trefflichſte ihrer Söhne, in der heißen Tartarenſchlacht bei Wahlſtatt im wackern Kampfe gefallen wäre, tröſtete ſie ſich und andere mit den Worten: „es iſt Gottes Wille, in den wir uns fügen ſollen und müſſen." Und die Augen zum Himmel erhebend, dankte ſie ihrem Schöpfer, daß er ihr einen ſolchen Sohn gegeben habe. Eine ſolche Ergebung in den Willen Gottes, eine ſolche Seelenſtärke und Standhaftigkeit, welche Hedwig bis zum letzten Augenblicke ihrer irdiſchen Laufbahn an den Tag legte, konnte bei einem ſchwachen Weibe nur die Frucht des unerſchütterlichen Gottvertrauens, der innigſten Hingabe an die Lehre des Heilandes und der tiefſten Religiöſität ſein, und mit

Recht wurde die Dahingeſchiedene (ſie ſtarb am 15. Oktober 1243) von der Kirche mit der höchſten Auszeichnung beehrt, welche dieſe verleihen konnte; ſie hat die edle Herzogin in die Zahl der Heiligen verſetzt und hiermit der gläubigen Menge das Leben und Wirken der frommen Hedwig als ein nachahmungswürdiges Muſter hingeſtellt. Auf Betreiben ihres Enkels Wladislaus, Erzbiſchofs von Salzburg, wurde Hedwig durch die Bulle des Papſtes Clemens IV. vom 26. März 1267 heilig geſprochen. Der 16. Auguſt des folgenden Jahres, an welchem die Uebertragung der Gebeine der heiligen Hedwig in das neue Grab ſtattfand, war für ganz Schleſien ein Tag des Feſtes, wie das Land bisher noch nie eines geſehen hatte. Im Beiſein des böhmiſchen Königs und der Königin, der niederſchleſiſchen und mehrerer polniſcher Herzoge und einer Menge Volkes wurde die Feierlichkeit begangen.

Im Gegenſatze zu dem ſchönen Lichtbilde einer ſolchen tiefen Religioſität und des edelſten Chriſtenſinnes, welcher uns in dem Leben der genannten Fürſtin entgegentritt, ſtarrt uns wieder manch trübes Schattenbild im ſittlichen Zuſtande der einſtigen Bewohner Schleſiens entgegen. So kamen namentlich im dreizehnten Jahrhundert auch in Schleſien falſches Zeugniß und Meineid nicht ſelten vor. Nach den Beſtimmungen der kirchlichen Provinzialſynode im Jahre 1245, ſollten Verbrecher der genannten Art am nächſten Markttage, ſchimpflich an Händen und Füßen gebunden, durch acht Stunden der Menge gezeigt werden. Der Meineidige wurde zur öffentlichen Buße in der Pfarrkirche verpflichtet und zur Zeugenſchaft nie mehr zugelaſſen. Auch war in jenen Zeiten in Schleſien wie in Polen der Jungfernraub nichts ſeltenes; daher wurden Mädchen aus den edelſten Häuſern am ſicherſten in den Klöſtern hinter den ſchützenden Mauern derſelben untergebracht. Auch räuberiſche Ueberfälle auf den Straßen durch Wegelagerer, welche nicht ſelten dem Adelſtande angehörten, kamen, wie

bereits oben bemerkt wurde, häufig vor. So wurde z. B. ſogar der Biſchof von Breslau, Johann III. (welcher vom Jahre 1292 bis 1301 regierte) einmal auf der Fahrt von Neiſſe nach Trebnitz ſammt ſeiner Begleitung niedergeworfen und arg mißhandelt. Der ehrliebende Adel aber fand, wie ſein Fürſt, ſein ausſchließliches Vergnügen an der Jagd, welcher freilich in einer die Arbeitskraft des Landmanns oft nur zu ſehr in Anſpruch nehmenden Weiſe nachgegangen wurde. Herzog Wenzl von Teſchen hielt ſich zu ſeiner Jagdbeluſtigung engliſche und ruſſiſche Hunde und Falken, welche er aus Polen bezog; er hatte einen großen Thiergarten in der jetzigen Grabina, in welchem Damhirſche gezogen wurden; ferner hielt er eine Zwergin an ſeinem Hofe. Auch die ritterlichen Turniere waren in Schleſien üblich; eines der größten wurde z. B. am 31. Juli 1284 vom Herzog Heinrich IV. von Breslau in Neiſſe veranſtaltet, und wohnten demſelben die Herzoge von Troppau, Oppeln und Glogau mit vielen Rittersleuten bei. An den fürſtlichen Höfen wurden zuweilen zur Kurzweil Gaukler und fahrende Sänger gehalten, welch' letztere mitunter zu anſehnlichen Beſitzthümern gelangten, wie z. B. der im Dienſte des Böhmenherzogs ſtehende Gaukler Kojata im Jahre 1176 ſogar ein Landgut erhielt. Für den Bürger aber waren die Taufen und Hochzeiten Tage der Freude, und auch nach der Beerdigung eines geliebten Dahingeſchiedenen wurde ein ernſtes Todtenmahl abgehalten. Schon im dreizehnten Jahrhundert betrieben die Bürger Schleſiens in allen Städten und Dorfſchaften lebhaft die Tuch- und Leinwandweberei, und die blos den Städtern zukommende Bierbrauerei.

Minder freundlich ſind die Bilder aus jenen alten Zeiten, welche uns von der gar oft und ſchwer erlittenen Kriegsnoth Schleſiens erzählen. Insbeſondere wurde das Troppauer Gebiet während der vielen Kämpfe zwiſchen

Böhmen, Mähren und Polen als Grenzland und Tummelplatz der Streitenden arg heimgesucht. Da mußten insbesondere die Waldungen, als die Thore des Landes, strenge überwacht werden, so lange es an festen Burgen und ummauerten Städten noch mangelte. Da wurde durch die weithin sichtbaren Rauch- oder Feuerzeichen des Waldes den Landesbewohnern der bevorstehende feindliche Einfall kundgethan; man beeilte sich sodann, die Wehrlosen und die bewegliche Habe hinter schützende Mauern oder in die Schlupfwinkel der Wälder und Gebirge zu bergen und die waffenfähige Mannschaft rückte, nachdem sie sich an einem bestimmten Orte versammelt hatte, dem Feinde entgegen. In den Kastellen stand stets eine entsprechende Besatzung unter eigenen Burggrafen. Die Unterthanen der zur Burg gehörigen Dörfer hatten durch lange Zeit die Verpflichtung, besonders zur Nachtzeit an den Thoren und auf den Mauern der Kastelle Wachdienste zu leisten; so entstanden nun seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, insbesondere nach dem Einfalle der Tartaren, bei welchem man den Werth befestigter Plätze erkennen gelernt hatte, eine Menge neue Burgen und die Städte wurden mit Gräben, Mauern und Wällen umgeben. Auch von dem Adel wurden auf seinem Grundbesitze viele Burgen erbaut, was jedoch den Landesherrn derselben keine Freude machte; denn hinter den Mauern dieser Burgen wurde den Fürsten des Landes nicht selten Trotz geboten, und wie bereits oben bemerkt worden ist, wurde von den raubluſtigen Besitzern solcher Schlösser den Waarenzügen der Handelsleute aufgelauert, um sie zu berauben, daher z. B. Kunigunde, die Herrin von Troppau und Wladislaus von Oppeln einen Vertrag mit einander schlossen, in welchem sie sich verpflichteten, ihrem Adel die Anlegung neuer Burgen nicht zu gestatten, damit den Straßenräubereien ein Ziel gesetzt werde. Diese Burgen des Adels Schlesiens wurden meistens auf den Ausläufern

der Gebirgsketten urſprünglich aus Holz, ſpäter aus Stein erbaut, mit Gräben und Wällen umgeben und mit Thoren verſehen. Auf den Mauern derſelben ſtanden Wurfmaſchinen und der Feind wurde mit Pfeilen, wenn er näher kam, mit Steinen, herabgeſchleudertem Feuer, wohl auch mit ſiedendem Waſſer und Pech begrüßt.

So treten uns nun im Beſchauen der alten Land- und Geſchichtsbilder Schleſiens eine große Zahl der Burgen und Schlöſſer dieſes Kronlandes entgegen und an viele derſelben knüpfen ſich mehr oder minder intereſſante Sagen:

Sehen wir uns alſo auf den Bergen des ſchönen Schleſiens näher um, ſo treten uns viele Hochwarten entgegen, von denen der deutſche Dichter Mathiſon ſo ſchön ſingt:

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Dieſe morſchen Ueberreſte waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majeſtät
Auf des Berges Felſenſtirn erhöht.

Mehr oder minder intereſſante Sagen knüpfen ſich an dieſe alten Burgen, die als ſtumme Zeugen einer längſt vergangenen Zeit, in welcher das Ritterthum im Lande mit Speer und Lanze waltete und ehrenhafte Tapferkeit, aber auch Raubgier und blutiges Fauſtrecht lange Zeit hindurch an der Tagesordnung waren, auf das jetzt lebende Geſchlecht herabblicken, und dem Volke und der Jugend unſerer Tage zuzurufen ſcheinen: „Haltet feſt, wie ſo viele unſerer einſtigen Bewohner, an Fürſt und Vaterland, ahmt die Tugenden ihres Muthes, ihrer vielfach bewieſenen Treue und Ehrenhaftigkeit nach, preiſet aber euch glücklich, daß ihr in einer beſſeren Zeit der vorgeſchrittenen Kultur und Aufklärung lebt, in welcher die goldenen Pforten der Wiſſenſchaft entſiegelt ſind, das Vorurtheil der religiöſen Unduldſamkeit und der blinde

Aberglaube verschwunden ist und edle und hochherzige Regenten, wie sie aus unserm hochgeliebten Kaiserhause Habsburg hervorgehen, ihre Völker beglücken.“ Wir schauen in unsern Tagen die Lichtbilder eines schönen, aufgeklärten staatlichen Lebens und Wirkens unter dem segnenden Strahle der Religion und des Gesetzes; aus den Schattenbildern vergangener Jahrhunderte können wir aber das Kostbarste lernen, was uns in unsern Tagen nothwendig und glückbringend ist: die Zufriedenheit.

Beschauen wir uns also in einem flüchtigen Rundgange über die Berge und auf den Fluren Schlesiens die alten Burgen und Vesten dieses Landes, so nimmt unter denselben die Ruine der Burg Lobenstein, dreiviertel Meilen von der Stadt Jägerndorf entfernt, mit ihren verwitterten Mauern auf dem steilen kahlen Grauwackenfelsen, eine der ersten Stellen in der Reihe der Gemälde dieser alten Vesten ein. Sie ist die älteste Burg des Landes, welche schon vor der Einführung des Christenthums erbaut und bewohnt war, und mag in den Kriegen zwischen Böhmen und Polen niedergebrochen und verwüstet worden sein. Zum erstenmale sind die edlen Herren von Lobenstein in einer alten Urkunde im Jahre 1238 genannt. König Wladislaw von Böhmen belehnte im Oktober des Jahres 1493 seinen ihm sehr ergebenen Kanzler des Königreiches Böhmen, Johann von Schellenberg mit dem Herzogthume Jägerndorf, sammt der Burg Lobenstein, und dieser überließ die Burg an seinen Sohn Georg von Schellenburg, welcher diese damals fast ganz verfallene Burg wieder prächtig baute, daher sie nun nach ihm den Namen der „Schellenburg“ erhielt. Später verfiel sie wieder, weil die Brandenburger als die Herren dieser Gegend, in dem neuerbauten Jägerndorfer Schlosse residirten, und nun wurde sie mit ihren Ruinen ein Schlupfwinkel für die Räuberbanden. Daß übrigens die Gegend dieser alten Veste schon vor der Einführung des

Christenthums bevölkert war, beweisen die in derselben durch Feuer entstandenen häufigen Schlacken, welche ursprünglich Grauwackensteine waren und darauf hindeuten, daß hier in den einstigen heiligen Eichenhainen heidnische Opferaltäre standen, auf denen Opferfeuer emporloderten. Da fanden sich auch Aschenkrüge, wie sie in den heidnischen Grabstätten vorkommen, Hämmer und Beile aus Horn, unter Anderem eine noch im Troppauer Museum aufbewahrte schöne und große Urne von Thon mit schwarzem Graphit überzogen, und eine andere Urne aus grauem, und eine aus rothem, inwendig schwarzem Thone, sichelförmig gestaltet; beide sind mit gebrannten Knochenstücken gefüllt; ferner zierliche Näpfe aus feinem Thone, schöne Opferschaalen, ein keilförmiger Hammer aus grau-grünem Serpentin, ferner vier Bronze-Nadeln, zum Theil mit Ringelchen verziert, sodann 13 Pfeilspitzen von Eisen, mehrere eiserne Lanzenspitzen, und aus späterer Zeit schadhafte Läufe von Doppelhaken, Flinten-, Doppelhaken- und Kanonenkugeln von Thon, Stein und Eisen, eiserne Vorlegeschlösser, Theile von Bajonneten, Musketen, Sporen und Hufeisen, Thürhacken, Schlüsseln, Nägeln. Auch Harnische, Bisiere von Eisen und Messing, endlich Blechmünzen aus Silber, sogenannte Bracteaten aus dem siebzehnten Jahrhundert.

An diese alte Burg Lobenstein knüpft sich nun manche Sage, welche sich die Bewohner Schlesiens an Winterabenden im traulichen Kreise erzählen. So lautet eine derselben von dem berüchtigten Räuberhauptmann „Hunzaches", welcher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in dieser Gegend sein Unwesen trieb, und an der Spitze jener Räuberbande stand, die, wie oben bemerkt wurde, in der alten „Schellenburg" ihren Schlupfwinkel hatte. In jener Zeit, erzählt diese Sage, lebte in Jägerndorf ein Kaufmann mit Namen Jonas, welcher ein stattliches Haus, eine zahlreiche Dienerschaft und reich gefüllte Geldtruhen

beſaß. Er handelte, wie bereits viele Kaufleute Schleſiens, in der damaligen Zeit vorzugsweiſe mit Leinwand-Waaren nach Ungarn und dem Oriente; ſein Reichthum wuchs täglich, aber ſein größter Schatz war ſein Töchterlein, die liebliche Roſa, die er wie ſeinen Augapfel liebte und deren Glück er begründen wollte, als er im Frühherbſte des Jahres 1520 ihre Hand in die Hand eines ſeiner Standesgenoſſen, eines gleichfalls ſehr bemittelten und thätigen Handelsmannes, welcher in Troppau ſein Waarenlager hatte, legte. Da wurde nun in Jägerndorf eine gar feſtliche Hochzeit ausgerichtet, bei welcher Braut und Bräutigam in ſo reichem Schmucke prangten, daß männiglich dieſelben bewunderte und die Kunde davon auch in die Umgegend drang. Am fünften Hochzeitstage, am Vorabende des Sanct Martinstages, nahm der Bräutigam ſein ihm nun angetrautes junges Weib auf den Wagen und fuhr mit der ſchönen Roſa und einigen Dienern gegen Troppau, um ſie in ſein Haus als nunmehrige Gebieterin in demſelben einzuführen. Aber das kurze Glück desſelben nahm ein ſchnelles Ende. Ein furchtbares Gewitter zog über die Häupter der Fahrenden und verdüſterte ihren Weg. Blitz auf Blitz kreuzte ſich, und der brauſende Orkan jagte Wild und Vogel durch die Büſche in ihre Verſtecke. Dies furchtbare Unwetter machte nun, daß die durch den Forſt fahrenden jungen Eheleute nicht mehr die Gegenſtände in ihrer nächſten Umgebung, daher auch nicht die Schaar ſchwarz vermummter Männer wahrnahmen, welche plötzlich, vom zuckenden Blitzſtrahle beleuchtet, wie die feuerſprühenden Dämonen der Unterwelt, aus dem Dunkel des Hochforſtes hervorſtürzten, dem jungen Handelsmann aus Troppau mit ſeiner ſchönen Roſa ein gewaltiges „Halt!“ entgegendonnerten, und als dieſes nicht beachtet wurde, ſogleich mit Uebermacht auf die beiden Diener desſelben herfielen und dieſe mit tiefen Wunden in den Sand ſtreckten. Aber der junge Kaufmann

war kein Mann der Furcht; er zog das kurze Schwert, welches er nach damaliger Gepflogenheit in seinem Gürtel stecken hatte, und hieb, sich im Wagen vor seiner jungen Gattin zum Schutze derselben aufrichtend, auf die wüthenden Wegelagerer los und kämpfte gegen dieselben so lange, bis er von ihrer Uebermacht überwältigt, von ihren Lanzen durchstochen, als blutende Leiche im Grase lag, während seine arme junge Gattin ohnmächtig hinsank. Diese wurde nun von den Räubern ihres Schmuckes und des reichen Brautschatzes, welchen sie im Wagen mit sich führte, beraubt und während des forttobenden Sturmes um Mitternacht in den Schlupfwinkel der Räuber in der alten Schellenburg geschleppt, und dort in ein finsteres Kellergewölbe geworfen. Während diesem schrecklichen Vorgange im Hochforste auf dem Wege von Jägerndorf nach Troppau, fand in Jägerndorf die Nachfeier der Vermählung der unglücklichen, nun von den Räubern gefangen gehaltenen Rosa, in der Herberge zum „Reichsadler" statt. Bei Musik und Tanz und reich besetzter Tafel wurden von den Gästen wiederholte Hochrufe auf das vermeintlich in Troppau schon angelangte junge Ehepaar ausgebracht, und unter den Gästen, welche dem nun schon am fünften Tage fortgesetzten Vermählungsfeste der schönen Rosa mit dem Kaufmann aus Troppau beiwohnten, war insbesondere der Stadtsäckler, oder wie wir ihn jetzt nennen, der Rentmeister von Jägerndorf, welcher, ein bekannter Witzbold der Stadt, mit den zum Feste geladenen schön geschmückten Jungfrauen der Stadt scherzte und zuletzt, vom Weine erhitzt, mit Spottreden gegen die Mädchen herumwarf, die sich auf die Gemüthsschwäche derselben, den Aberglauben und die Gespensterfurcht bezogen, die, wie überall in Schlesien und Mähren, auch in Jägerndorf insbesondere unter dem weiblichen Geschlechte herrschte. Die jungen Jägerndorferinen ließen sich den Spott des weinbegeisterten Säckelmeisters eine Weile gefallen; aber da war doch eine

empfindlichere unter ihnen, die ebenſo ſchöne als ſtolze Pflegetochter Edeltrud des Gaſthausbeſitzers zum „goldenen Reichsadler“. Dieſe Jungfrau hatte auf einmal die Spottreden des halbtrunkenen Säckelmeiſters ſatt, wies den mit edlem Traubenſaft gefüllten Pokal, den er ihr wieder kredenzte, jetzt unwirſch zurück und rief ihm entgegen: „Schweigt, Herr Säckelmeiſter, mit Euren maßloſen Spottreden auf uns Mädchen von Jägerndorf; ich will Euch zeigen, daß in unſern Herzen keine Furcht und Schwäche, ſondern derſelbe Muth lebt, wie in Eurer Bruſt; noch in dieſer Mitternachtſtunde will ich Euch das an der Vormauer der alten Schellenburg oben haftende Ebereſchenbäumchen holen und zu Füßen legen;“ „dann aber,“ ſetzte ſie mit gehobener Stimme hinzu, „werdet Ihr mir und allen Jungfrauen Jägerndorf's feierliche Abbitte für den Spott und Schimpf, den Ihr uns heute in dieſer ehrenwerthen Gaſtgeſellſchaft anthut, leiſten.“ Geſagt, gethan; nach dieſen mit allem Feuer des Unwillens ausgeſtoßenen Worten rannte die ſchöne Edeltrud auf ihr Kämmerlein, holte ſich dort einen ſcharfen Dolch und jagte nun aus dem Hauſe hinaus zwiſchen Baum und Strauch aufwärts der alten Schellenburg zu, deren graues Gemäuer ihr wie ein rieſenhaftes Nachtgeſpenſt durch den Mitternachtsnebel entgegenſtarrte. Aber muthig ſtieg die ſtolze Jungfrau den Weg hinauf den alten Ruinen entgegen. Jetzt klangen unten vom Stadtthurme in Jägerndorf die dumpfen Schläge der Uhr, welche die Mitternachtsſtunde verkündigten — ſtärker klopfte das Herz der muthigen Jungfrau; aber jetzt fiel ihr Blick ſeitwärts auf das kleine Gebüſch vor der unterſten Mauer des Schloſſes, wo die Reſte der Zugbrücke zu ſehen waren. Siehe, da ſtreckte ſich plötzlich eine rieſenhafte Geſtalt empor, welche aus einem der unterirdiſchen Gewölbe der Burg auftauchte. Edeltrud, zwiſchen dem Gebüſche verborgen, ſchaute nun durch die Oeffnung der Mauer mit

ſteigender Angſt, wie in dieſem unterirdiſchen Gewölbe um ein flackerndes Feuer wilde Männer herumſaßen, welche keine andern, als die Räuber waren, die den Wagen der mit ihrem jungen Gatten nach Troppau fahrenden Roſa, der Tochter des Kaufmanns Jonas in Jägerndorf, angehalten, den Gatten der Letzteren getödtet und dieſe nun zu ihren Füßen liegen hatten. Da hörte Edeltrud auch, wie der Räuberhanptmann Hunzaches ſeinen Genoſſen zurief: „Macht's kurz und ſchickt die Dirne in's Jenſeits hinüber, damit ſie ſich mit ihrem angetrauten Manne wieder zuſammenfinde.“ — Jetzt hatte Edeltrud genug geſehen und gehört; raſch ſchritt ſie nun hinab, um im Schankhauſe ihres Vaters Kunde von dem Aufenthalte der Räuber und der Gefangenſchaft der Tochter des Kaufmanns Jonas bei denſelben zu geben. Aber halt — da kam ihr in den Sinn, daß ſie das Ebereſchenbäumchen, welches ſie holen wollte, bei der Burgruine nicht gepflückt habe. Raſch kehrte ſie noch einmal um, und wieder gegen die verfallene Zugbrücke der Burg ſchleichend, riß ſie mit einer ebenſo raſchen Handbewegung das Bäumchen an ſich, daß mehrere Steine von dem morſchen Mauerſimſe herabkollerten. Das Geräuſch hievon machte aber die Räuber in ihrem unterirdiſchen Gewölbe aufmerkſam; ſie gewahrten das Mädchen und mit einem furchtbaren: „Auf! wir ſind belauſcht!“ jagten ſie der nun flüchtenden Dirne nach, welche mit furchtbarer Angſt durch den Wald nach Jägerndorf hinabjagte, während hinter ihr die wilden Rufe der ſie verfolgenden Räuber ſchallten, und ſchweißtriefend und bis zur Ohnmacht ermüdet, im nächſten Augenblicke den Todesſtoß von den Meſſern der ſie Verfolgenden erwartete, — jetzt, jetzt ſchallten die wilden Rufe der ſie Verfolgenden dicht hinter ihr, aber der Schutz des Himmels, den ſie in dieſem Augenblicke erflehte, ward ihr, ſie erblickte wenige Schritte vor ſich ein Häuschen mit einem kapellenartigen Thürmlein; es war eine Einſiedelei

— ein brauner Eremit mit langem weißen Barte ſtand vor derſelben, und die ſchreckliche Gefahr des flüchtenden Mädchens wahrnehmend, winkte er der Geängſtigten zu; ſie eilte näher, die Thüre der Einſiedelei flog auf und in nächſter Minute lag Edeltrud, von dem guten Einſiedler in Schutz genommen, verborgen in einer halbverdeckten Truhe hinter dem kleinen Altare der Kapelle dieſes Eremitenhäuschens. Schon ſtanden aber auch die das Mädchen verfolgenden Räuber vor dem Eremiten, welcher wieder ruhig unter die Thüre getreten war. Als er ihre Frage: ob er das fliehende Mädchen geſehen habe, kurz verneinte und ſie das Stübchen ſeiner Klauſe leer fanden, jagten ſie weiter in den Forſt hinaus; der gute Eremit aber geleitete die Jungfrau auf anderen Wegen durch den Wald, bis er endlich, ſie dem Schutze des Allmächtigen empfehlend, von ihr Abſchied nahm. Nun ſchlich Edeltrud, ruhiger geworden, durch das Gebüſch am Ufer der Oppa weiter, hoffend, ihr Vaterhaus bald zu erreichen und dorthin die Kunde von dem Verſtecke der Räuber in der Schellenburg zu bringen. Aber der Räuberhauptmann Hunzaches war nicht geſonnen der fliehenden Jungfrau Zeit zu laſſen, ihn zu verrathen; er hatte ſeine Leute in allen Richtungen in's Gebüſch hinausgeſandt, und mit Schrecken bemerkte Edeltrud jetzt, daß er, nicht mehr weit von ihr entfernt, ſich ſelbſt auf ſeinen Rappen ſchwingen wollte, um ihr nachzujagen und ſie mit feſter Fauſt zu faſſen. — Da, im letzten Augenblicke der höchſten Gefahr, da kaum mehr ein Augenblick zur Ueberlegung erübrigte, trat die entſchloſſene Jungfrau auf den Räuber zu und ſtieß ihm ihren blanken Dolch in den Rücken, daß er aufſchreiend zu Boden ſtürzte; dann ſchwang ſie ſich auf ſein Roß und jagte auf demſelben nach Jägerndorf hinab, wo die Hochzeitsgäſte noch im Schankhauſe ihres Vaters verſammelt waren und von der Jungfrau nun die ſchreckliche Kunde des von ihr eben Erlebten erhielten. Da kam

nun Bewegung in ganz Jägerndorf. Der damalige Stadthauptmann Starkenbach ſtieg augenblicklich zu Roß und jagte mit ſeinen Knechten der alten Schellenburg zu, die er ſogleich eng umzingeln ließ, um die ſchreckliche Räuberbande mit einem Griffe abzufangen. Aber ſiehe da, das Neſt war bereits leer; nichts fand ſich mehr in dem Kellerloche, wo der Räuberhauptmann Hunzaches mit ſeiner Bande gehauſt hatte, als die Leichname der jungen Roſa, der Tochter des Kaufmanns Jonas in Jägerndorf, und ihres vor wenigen Tagen angetrauten Gatten. Beide wurden nun nach Jägerndorf überführt und dort in ein gemeinſames Grab gelegt, welches von den heißen Thränen des Vaters Jonas und der andern Verwandten der nun hingemordeten Roſa benetzt wurde. Mit höchſter Entrüſtung wurde nun von Jägerndorf und Troppau aus die Aufſuchung und Verfolgung der entſetzlichen Räuberbande betrieben; wirklich gelang es mehreren Bewohnern von Lichten endlich einen der Räuber, ſowie die alte Köchin derſelben, Matta genannt, einzufangen, welche beide auf der Folter ausſagten: daß der Räuberhauptmann Hunzaches, mit ſeinem eigentlichen Namen Zacharias genannt, ein gebürtiger Ungar, aus Ungarn durch Polen nach Schleſien gekommen, weiter auch nach Mähren und Niederöſterreich, ſelbſt bis an die Ufer des adriatiſchen Meeres plündernd und raubend geſtrichen ſei, die geraubten Koſtbarkeiten aber in den Felsſchluchten der Blaniza und in der Schellenburg verborgen habe; — aber alles Nachſuchen nach dieſen Koſtbarkeiten förderte nichts zu Tage, und die ganze Räuberbande ſchien aus der Gegend um Jägerndorf und aus Schleſien überhaupt verſchwunden zu ſein. So kam nun allmälig der ſchöne Lenz des Jahres 1532 und mit ihm traf Markgraf Georg von Anspach-Brandenburg in Jägerndorf ein. Im Gefolge des Markgrafen gab es viele ſchmucke Ritter, welche ſich gar gerne den Jungfrauen der Stadt näherten und in

dem gemüthlichen Jägerndorf überall, wo es ein frohes Feſt gab, gerne dabei waren, um im ſchönen Frühlinge geſelliges Vergnügen zu genießen. Da ergab es ſich nun wieder, daß die junge und hübſche Tochter des Gaſtwirthes zur goldenen Sonne, eine Freundin der muthigen Edeltrud, heirathete und letztere an dem Hochzeitfeſte theilnahm. Da wurde nun auch die ſchöne Edeltrud wieder von mehreren Rittern des Markgrafen Georg umſchwärmt und mußte manchen Tanz mit denſelben machen. Ganz beſonders drängte ſich an die Jungfrau ein ſtattlicher Ritter mit einem großen ſchwarzen Barte und großen, ſchwarzen, wie ein paar Feuerräder glühenden Augen. Zum Tanze von ihm aufgefordert, ſchwebte Edeltrud wenige Minuten an ſeiner Seite durch den Tanzſaal, als ſie ihm aufmerkſamer in die großen Glutaugen blickte und — erbleichte; — noch einmal blickte ſie ihm in das bärtige Antlitz, dann klopfte ihr Herz hoch; ſie fand in dem Geſichte dieſes Ritters ganz und gar die Züge des — Räuberhauptmanns Hunzaches, wie ſie ihr entgegengeſtarrt hatten, als ſie ihm bei ihrer Flucht aus der Eremitenklauſe den ſcharf geſchliffenen Dolch in die Bruſt ſtieß .... ja, ja, er war es, der Schreckliche, er war es ganz; ſie blickte ihn noch einmal an, dann wollte ſie ſich aus ſeinem Arme, mit welchem er ſie beim Tanze feſt umſchlungen hielt, loswinden; es gelang ihr auch, und ſie eilte auf die Hausflur hinaus; aber ihr ſtürzte der baumlange Ritter, deſſen Arm ſie ſich eben entwunden hatte, nach, riß ſie mit Gewalt zu einem mit Sattel und Zeug daſtehenden ſchwarzen Rappen, warf ſie auf denſelben und ſich ſelbſt hinter ihr in den Sattel und vorwärts ging es jetzt über Stock und Stein dem Hochforſte zu, wohin der verkappte Ritter, der kein anderer, als der von ſeiner Wunde wieder geneſene Räuberhauptmann Hunzaches war, die Jungfrau nunmehr entführen und ſich, bei ſeinen Spießgeſellen anlangend, blutig an ihr rächen wollte. Aber ebenſo pfeil-

ſchnell als das Werk dieſer Entführung war die ſtrafende Hand Gottes, welche jetzt den verwegenen Räuber erfaßte; denn als er nach wenigen Minuten auf dem wild ſchnaubenden Rappen mit ſeiner Beute, der vergebens nach Hilfe rufenden Edeltrud, vom Nachtnebel umfloſſen, über den ſchmalen Flußſteg ſprengte, bäumte ſich das Roß, der Steg brach in der Mitte zuſammen und Roß und Reiter ſtürzten in das vom Regen angeſchwollene Flußbeet hinab, während Edeltrud Geiſtesgegenwart genug beſaß, ſich noch im letzten Augenblicke vor dem Niederſtürzen des Steges an einer Seitenſtange desſelben feſtzuklammern, und mit dem Rufe: „Herr, Gott! ich danke dir! ich bin gerettet!“ dem Sturze des Räubers nachſchaute, der vom Falle durch einen Felsſtein am Rande des Fluſſes ſchwer verletzt und ſich mit letzter Kraft an dieſen Stein klammernd, ihr noch zurief: er ſei Hunzaches, der Räuberhauptmann der Schellenburg, habe beim Markgrafen Georg Dienſte genommen, um ſich ihr zu nahen und ſich an ihr zu rächen; nun liege er aber im Sterben; ſie ſei jedoch ſeine entführte Braut und möge ſich den Brautſchatz in der Kellerhöhle der Schellenburg holen; derſelbe liege an der Stelle, wo die arme, von den Räubern getödtete Tochter des Kaufmanns Jonas aus Jägerndorf geendet habe. — Nachdem der ſchreckliche Räuber dieſe letzten Worte hervorgeſtoßen hatte, verließ ihn ſeine Kraft, er mußte den Felsblock loslaſſen und ſtürzte vollends in die ſchäumende Fluth, welche ihn fortriß und begrub... Die muthige Edeltrud aber eilte, ſo gut es ihr der erlittene Schreck noch möglich machte, in das Gaſthaus zur goldenen Sonne in Jägerndorf zurück, wo ſie das Vorgefallene erzählte. Begreiflich war's jetzt mit dem Hochzeitstanze augenblicklich zu Ende; die ſtattlichen und vornehmen Ritter aus dem Gefolge des Markgrafen Georg von Anspach-Brandenburg, welche ſich bei dieſem Hochzeitsfeſte eingefunden hatten, wütheten jetzt bei der Kunde, daß ſie von einem

lang verwehmten Räuberhauptmann, der nicht Ritterehre, sondern den Galgen oder das Rad verdient habe, so arg hintergangen und seine Haus- und Waffengenossen im Dienste des Markgrafen gewesen seien! . . . Als aber der erste Ausbruch des gerechten Unwillens über diesen der „ehrsamen markgräflichen Ritterschaft“ widerfahrenen Schimpf vorüber war, da schallte im Kreise derselben der laute Ruf: „Auf zur Schellenburg!“ und Ritter und Reisige brachen noch in dieser Nacht auf, nach den Schätzen zu suchen, die, wie der sterbende Räuberhauptmann der schönen Edeltrud vor seinem Ende noch gestanden hatte, in dieser Burg, rechts vom Eingange, wo die Tochter des Kaufmanns Jonas neben der Leiche ihres jungen Gatten gleichfalls von den Räubern den Todesstreich empfing, hinter einem Felssteine liegen sollten. In der That fanden sich an dieser Stelle mehrere Kisten und Stücke von Fellen, in welchen geraubte Kostbarkeiten, namentlich Silbergeschirr und Münzen aufgehäuft lagen. Da die Eigenthümer dieser geraubten Schätze nicht mehr ermittelt werden konnten, wurde lediglich dem Kaufmanne Jonas in Jägerndorf, die von den Wegelagerern seiner später ermordeten Tochter und ihrem Gatten geraubte Mitgift sogleich zurückerstattet, der Rest der gefundenen Kostbarkeiten und Baarschaften aber später auf Befehl des Markgrafen zum Baue einer kleinen Kapelle am Burgberge, wo jene Eremitenklause stand, in welcher Edeltrud auf ihrer Flucht von den Räubern Schutz gefunden hatte, verwendet. — Das ist die Sage von der Schellenburg,*) welche während des dreißigjährigen Krieges vollends verfiel, bis Fürst Carl Eusebius Liechtenstein, welcher in den

*) Sie wurde im Jahre 1867 von dem Schauspieler E. Kahn für die Bühne bearbeitet und als Schauspiel mit dem Titel „Die Räuber auf der Schellenburg“ in Troppau zur Aufführung gebracht.

Jahren 1632 bis 1674 regierte, ſie zum Theile wieder herſtellen ließ. Der Volksglaube bezeichnet ſie als den Sitz einer geſpenſtigen Jungfrau, welche öfters um die Mitternachtsſtunde auf dem Burgberge mit geſenktem Haupte im weißen Leichenkleide einherſchreitet. Dieſe Spukgeſtalt, vielleicht der Geiſt der von den Räubern in der Schellenburg ermordeten Tochter des Kaufmanns Jonas in Jägerndorf, trat, wie die Volksſage weiter berichtet, einmal um Mitternacht einem Jäger der ſchleſiſchen Hochforſte dieſer Gegend in den Weg; als der muthige Schütz ſogleich vor ihr ſtehen blieb und ſie nach ihrem Begehren fragte, klagte ſie ihm mit wehmüthiger Stimme, daß ſie in dieſe Ruine verbannt ſei und er ſie erlöſen möge, ſohin zu dieſem Zwecke drei auf einander folgende Nächte in der Ruine verbleiben und ſich hievon durch nichts abſchrecken laſſen möge; dann würden große, im Schloſſe vergrabene Schätze ſein Lohn werden.“ Nach dieſen Worten warf die geiſterhafte, weiße Frau noch einen wehmüthigen, bittenden Blick auf den Schützen und verſchwand langſam im Nachtdunkel hinter den Mauerruinen der Burg. Der Jäger aber ſtieg muthvoll empor und verſuchte ſich nun in der verödeten Burghalle ein Nachtlager zu bereiten. Aber ſchon in der erſten Nacht ſtiegen ſpukhafte Geſtalten von Schlangen, Drachen und affenartigen Geſtalten an ihm vorüber, verſchwanden aber ſchnell, als der erſte Strahl der Morgendämmerung über die Ruinen ſtreifte. Der Schütz ſtrich dann im Walde herum, um ſich mit Erdbeeren und wildem Obſte zu erquicken, bis es wieder Nacht wurde, und ſich ihm wieder dieſelben Spukgeſtalten drohend zeigten und ſo geſchah es, wie die ſeltſame Volksſage ſchließt, daß dieſer Spuk in der dritten Nacht, welche der muthige, nach dem Schatze im Schloſſe gierige Schütz in der Ruine zubrachte ſo arg wurde, daß dieſer für ſein Leben fürchtete und noch vor Sonnenaufgang, ohne ſich um den Schatz in dieſer Geiſterburg weiter zu

kümmern, dieſelbe raſch verließ und nimmer wieder dahin zurückkehrte, ſo daß die dort herumirrende geiſterhafte Jungfrau noch jetzt auf ihre Erlöſung harret.

Eine andere Sage lebt im Volksmunde in derſelben Gegend von dem ſo benannten „Baderſpiel“ einer kleinen Felſenkoppe an der nordöſtlichen Seite des Berges, auf welchem die Ruine der Schellenburg liegt. Dieſe weniger intereſſante Sage handelt von dem im Volksmunde ſo benannten „Teufelsbader“ und lautet: daß zur Zeit als Jägerndorf unter die Botmäßigkeit der Markgrafen von Brandenburg gekommen war, die Aufhebung des dortigen Kloſters der Minoriten angeordnet und die Marienkapelle dieſes Ordensſtiftes in eine Schankſtube umgewandelt wurde. Da habe hiezu insbeſondere der Hoftiſchler des Markgrafen von Brandenburg die Hand angelegt und alle Heiligenbilder von der Wand der Kloſterkirche geriſſen und den Flammen übergeben; nur das Bild der heiligen Jungfrau Maria mit dem Jeſukindlein ſei in einer Ecke der nun ausgeräumten und in eine Schankſtube umgewandelten Kapelle unbeachtet liegen geblieben. Ein toller Schwarm von Zechern habe ſich jetzt die ganze Nacht hindurch in dem hiedurch entweihten Kirchenraume breit gemacht und die Becher klingen laſſen bis der Morgenſtrahl durch die Glasgemälde der Kirchenfenſter blickte; dann ſeien die frechen Zecher aufgebrochen; nur der vom Weine völlig berauſchte Hoftiſchler, blieb, wie die Sage weiter berichtet, auf der Stelle, wo früher der Hochaltar aufgerichtet war, liegen. Jetzt ſchlich eine alte arme Frau herein, welche wie ſie gewohnt war, in dieſer Kirche mit dem beinernen Roſenkränzlein in der Knochenhand ihr Morgengebet verrichten wollte; — aber wie erſchrack die Alte, als ſie jetzt ſtatt der früher an den Wänden der Kirche gehangenen ſchönen Chriſtus- und Apoſtelbilder nichts als Pokale und Steinkrüge auf dem Boden und ſtatt des Hochaltares ein Brettergerüſt zur Herrichtung des Schank-

zimmers und vor demſelben den eben aus ſeinem Schlafe erwachenden Trunkenbold, den Hoftiſchler, welcher noch einen mit Wein halbgefüllten Steinkrug in der Hand hielt, in ſeiner Nähe aber an der Wand das entweihte Marienbild ſchaute. Voll heiligen Eifer ergriff ſie das Bild, um es vor weiterer Entweihung zu ſchützen und aus der gleichfalls entweihten Kirche fortzutragen, während ſie dem ihr ſpottend entgegengrinſenden Tiſchler den Fluch zurief: daß er ob des Frevels, den er an dieſer Kirche mit begangen habe, von nun an ſolange als lebendiges Skelett auf Erden herumirren möge, bis das Bild der heiligen Jungfrau Maria, das ſie nun mit ſich nehme, wieder auf geweihter Stätte an demſelben Orte ruhen werde. Als der Tiſchler dieſen Fluch anhörte, begann ſein Gewiſſen plötzlich wieder zu erwachen; tiefe Bläße deckte ſein Geſicht, ſein ganzer Körper zitterte, er ſprang auf und rannte aus der entweihten Kirche und irrte, wie die Sage weiter berichtet, lange Zeit, gleich einem flüchtigen Wilde des Hochwaldes in dieſem herum, nur von Wurzeln und Kräutern lebend, bis er endlich in einer Höhlung der oberwähnten Koppe am Berge der Schellenburg für die folgende Zeit hier ſeine Wohnung nahm und von dort aus Kräuter ſuchte, die er mittelſt Stein und Meſſer in heilſame Salben verwandelte und den im Walde erſcheinenden Landleuten für ihr krankes Vieh erfolgte, wobei er ſich übrigens ſowenig als möglich ſelbſt ſehen ließ, ſondern die bereiteten Salben anfänglich einzelnen Hirten im Walde anbot, dann aber gewöhnlich an Stellen des Waldes legte, wo ſie von den Landleuten, die deren Bedeutung bald erkannten, leicht gefunden wurden. So kam es, daß, da dieſe Kräuterſalben wirklich ſich als ſehr heilſam erwieſen, die Landleute der Umgegend den ſeltſamen Mann, der wie ein geſcheuchtes Reh im Hochforſte herumirrte, bald unter dem Namen der „Teufelsbader“ kannten, indem ſie nichts Anderes glaubten, als

daß er mit dem Satan im Bunde ſtehe, denn ſeine ganze Geſtalt glich gar nicht mehr einem Menſchen, ſondern einem abgezehrten Gerippe mit ein paar hohlen Augen, welches wie ein wandernder Schatten durch den Wald ſtrich und eben dem Grabe entſtiegen zu ſein ſchien. Wie die etwas gar zu kühne Sage weiter berichtet, wäre der fleiſch- und markloſe Teufelsbader nicht weniger als 100 Jahre in ſeinem Gewälde herumgeirrt, bis endlich die Stunde der Erlöſung für ihn ſchlug. Als nämlich die Religionsſtreitigkeiten in Schleſien ein Ende nahmen und die Minoriten wieder in den Beſitz ihres Kloſters in Jägerndorf gelangten, von den Bewohnern der Umgegend aber erfuhren, wie der ruheloſe Teufelsbader ſeit undenklichen Zeiten noch immer im Forſte herumirre, faßten ſie den Entſchluß, ihn zu erlöſen, und der Quardian des Kloſters machte ſich mit einigen Ordensbrüdern auf den Weg und ſuchte den Teufelsbader im Walde auf. Sie fanden ihn wirklich, boten ihm nun die Tröſtungen der Religion und bewogen ihn die Beichte abzulegen und das heilige Sakrament zu empfangen. Hierauf riefen ſie Arbeiter herbei und erbauten auf dem Gipfel des Burgberges eine hölzerne Kapelle, in welcher ſie jenes Bildniß der heiligen Jungfrau Maria, welches das arme alte Weib aus der entweihten Kirche der Minoriten mitgenommen hatte, und welches mittlerweile in einem andern Kirchlein der Umgegend aufbewahrt geweſen war, nunmehr unter Abſingung feierlicher Hymnen wieder aufſtellten. Dieſer heiligen Handlung wohnte auch der nunmehr hundertjährige Tiſchler, genannt der Teufelsbader auf ſeinen Knieen mit Andacht bei, und als mit dem Allerheiligſten der Segen gegeben wurde, da ſank der nunmehr reuige Sünder nieder und hatte alsbald ausgeathmet.

Eine noch andere ſagenreiche Gegend iſt die der Umgebung der Burgruine Wiegſtein in der Nähe des Oder-

flußes, jener Burg, welche der Sage nach einst 12 Keller hatte, in deren größtem, von unterirdischen Dämonen bewacht, die Schätze der einstigen Herren der Burg verborgen liegen. In der That fanden sich in dieser Gegend bereits zwar keine Schätze, jedoch Ueberreste von alten Waffen, Eisengeräthschaften einer ehemaligen Schmiedewerkstatt, Silbermünzen mit der Jahrzahl 1429 und in der Ruine des einstigen Hungerthurmes noch Reste von Menschenknochen. Ueber die Gründer dieser Burg läßt sich mit Sicherheit nichts ermitteln. Wahrscheinlich wurde sie zur Zeit der Mongoleneinfälle zerstört und gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Witko von Krawař, dem tapferen Burggrafen der Veste Grätz in Schlesien nach seinem Namen Witkowstein oder Wiegstein benannt. Im dreißigjährigen Kriege bildete diese Burg ein starkes Bollwerk gegen die andringenden Feinde des Kaisers und war damals von kaiserlichen Truppen besetzt.

Von dieser Burg leben nun wieder alte Sagen im Munde des Volkes. Ohngefähr eine Viertelstunde von derselben entfernt liegt nämlich in reizender Umgebung das wahrscheinlich erst im achtzehnten Jahrhundert erbaute neue Schloß Wiegstein, welches eine schöne Schloßkapelle enthält. In dieser fällt auf der Mauer ein großes und schönes Bild der heiligen Jungfrau Maria in die Augen, unter welchem eine Abbildung der alten Burg Wiegstein hängt, welche auf diesem Bilde von niederzuckenden Blitzen umgeben, jedoch ganz unversehrt dastehend dargestellt ist. Die Deutung dieses Bildes ist folgende: Auf dieser alten Burg wohnte einige Zeit hindurch der berühmte Friedländer Albrecht von Wallenstein, wahrscheinlich um einige Wochen hindurch Ruhe zu genießen. Da pflegte er täglich in der Burgkapelle vor dem Marienbilde seine Andacht zu verrichten. Seine, von seiner Anwesenheit auf diesem Schlosse unterrichteten Gegner gingen aber mit dem geheimen Plane um, ihn

durch einen meuchelmörderiſchen Ueberfall während ſeines Gebetes in der Kapelle zu tödten. Wirklich ſchlichen ſie ſich eines Abends in die Kapelle ein und ſahen vor dem Marienbilde eine weiße Geſtalt knieen, welche nach ihrer Meinung Wallenſtein in ſeinem weißen Reitermantel war. Raſch hob jetzt einer der Verſchwornen ſeine Büchſe, er drückte den Schuß ab und die weiße Geſtalt ſtürzte zum Tode getroffen zuſammen. Die Mörder entflohen in der feſten Meinung nunmehr den berühmten Friedländer niedergeſchmettert zu haben. Allein wie ſich nun bald zeigte, war es nicht dieſer, ſondern das junge unſchuldige Burgfräulein geweſen, welches der Mörderhand hier zum Opfer gefallen war, während Wallenſtein, an dieſem Abend die Kapelle zu beſuchen verhindert, durch dieſen zufälligen Umſtand gerettet war, daher zum Andenken an dieſe Begebenheit nun das erwähnte Gemälde der von Blitzen umzuckten jedoch unverſehrt gebliebenen Burg Wiegſtein, gleichſam eine allegoriſche Darſtellung ſeiner von Mördern bedrohten, jedoch unberührt gebliebenen Perſon, in der Kapelle unter dem Marienbilde aufgehängt wurde.

Nach einer anderen Sage lebte einſt auf dieſer Burg Wiegſtein ein junger Ritter, welcher auf der Hochjagd im Walde, dort wo in einem reizenden Thale die Mora fließt, einen lieblichen Geſang vernahm. Der Geſang kam aus der Bruſt einer auf dem Aelternſtein, einem Felſen in der Mitte des Flußes Mora ſitzenden ſchönen Jungfrau, welche auch alsbald den Ritter an ſich heranwinkte und ihm mittheilte, daß ſie die Tochter des in dieſem Fluße hauſenden geſpenſtigen Waſſerkönigs ſei. Der junge Ritter forderte die Jungfrau auf ihm zu folgen und ſteckte ihr ein Ringlein an den Finger. Sie erklärte aber ſie könne ihm, da ſie von ihrem Vater an dieſe Stelle gebannt ſei, nur dann folgen, wenn ſie durch eine weiße Hirſchkuh an das jenſeitige Ufer getragen würde. Da irrte nun, wie die Sage weiter erzählt, der Ritter

lange im Walde herum, bis ihm ein altes Mütterlein gegen Verabreichung eines Trunkes aus seiner Waidmannsflasche, auf einer Wiese eine Heerde Hirsche mit einer weißen Hirschkuh zeigte. Bald fing er diese, führte sie an den Fluß, wo die schöne Jungfrau saß, welche nun mit einem kostbaren Brautschatze aus dem Wasser emportauchte, sich auf die Hirschkuh schwang und ihm auf seine Burg folgte, wo sie seine Gemahlin wurde. Da er sie aber später, um seinem Jagdvergnügen nachzugehen, häufig wieder verließ, verschwand sie plötzlich von seinem Schlosse und kehrte mit allen ihren Schätzen wieder in den Wald zu ihrem Vater zurück.

Manche dieser Sagen, welche im Volksmunde der Bewohner Schlesiens leben, haben insoferne eine tiefere Bedeutung, als sie mit den Namen und wohl gar mit den Wappen alter Adelsgeschlechter Schlesiens in Verbindung stehen. So enthält z. B. der rothe Schild der bekannten Familie der Freiherrn von Sobek und der Freiherrn von Guretzki einen umgestürzten silbernen Tisch und über dem Turnierhelm des Wappens einen halben Mann in altslavischer Kleidung mit abgehauenen Armen. Der Deutung dieses seltsamen Wappens liegt nun die Sage zu Grunde: daß einst der erste Ahnherr des genannten Adelsgeschlechtes der Sobek und der mit demselben verwandten Familie Guretzki, welcher im Dienste eines mächtigen Regenten stand, einer großen Lebensgefahr ausgesetzt war, indem ihn seine Feinde vergiften wollten, welche wirklich bereits vergiftete Früchte auf seine Tafel gesetzt hatten. Doch der alte treue Diener, der seinen Herrn wie seinen Augapfel bewachte, war durch seine Vorsicht zur Kenntniß dieses beabsichtigten Giftmordes gelangt; er fand jedoch, wie die Sage weiter berichtet, kaum noch Zeit, um seinen geliebten Herrn von der großen Gefahr, in welcher sich derselbe befand, zu unterrichten. Dieser lächelte aber dazu, nannte den treuen

Diener einen Schwätzer und griff, um seine Furchtlosigkeit zu zeigen, jetzt nach den vergifteten Früchten, um davon zu essen — aber in diesem Augenblicke stemmte sich der verzweifelnde Diener mit aller Kraft an die Tafel und warf dieselbe mit allen darauf befindlichen Speisen und Früchten um, so daß die Mahlzeit schnell zu Ende war. Da sprang aber der Herr wüthend auf, schalt den Diener einen Rasenden, der diese freche That sogleich mit dem Leben büßen müsse, riß sein Schwert von der Wand und hieb ihm beide Arme ab, so daß sich der treue Diener in seinem Blute wälzte und von den andern Dienern des Hauses unter lautem Wehklagen derselben aus dem Saale geschleppt wurde. Aber schon im nächsten Augenblicke reute den Herrn sein Jähzorn; er kannte die langjährig bewährte Treue seines Dieners, er dachte nun der Warnung, welche ihm dieser zugerufen hatte, nach und ließ alsbald einige der noch am Boden liegenden Früchte durch seinen Burgarzt genau untersuchen und da stellte sich nun heraus, daß dieselben in versüßtes Gift getaucht waren. Selbstverständlich wurde nun gegen die falschen Freunde, welche diese vergifteten Früchte gespendet hatten, strenges Gericht gepflogen; der an seinen Wunden sterbend darniederliegende treue Diener, welchem der Herr für seine Hingebung beide Arme abgehauen hatte, wurde, noch ehe er ausathmete, mit seiner ganzen Nachkommenschaft in den Adelstand erhoben und so kam es, nach dieser Sage, daß das Wappen der genannten Familien die obgenannten Schildbilder enthält. — Ebenso ist mit dem Namen der adeligen Familie der Thümblinge eine alte Volkssage, die sogenannte „Timlingssage" verbunden. Weit bekannt und viel genannt in der Landesgeschichte Schlesiens ist auf den Höhen der Sudeten der sogenannte Johannesberg mit dem fürstbischöflichen Residenzschlosse Johannsberg, früher Jauernig genannt, mit seinen drei Hofräumen und vielen mittelalterlich gebauten Zimmern und Sälen. Auf steiler

Felsenhöhe steht dieses Schloß, im Rücken desselben starren wilde Gebirge, im Vordergrunde breitet sich ein liebliches Flachland vor dem Auge aus. Die Geschichte der ersten Erbauung dieses Schlosses gehört der grauen Vorzeit an. Im Hussitenkriege zerstört, wurde das Schloß durch den Breslauer Bischof Johannes Thurzo von Betlehem-Falva wieder erbaut und erhielt nun den Namen Johannesberg, daher in demselben über dem Haupteingange das Wappen des Wiedererbauers mit der Inschrift angebracht ist: 1509 Johannes V. Eps. Vratilavarcem divo Joanni Bap. sacravit et erexit (im Jahre 1509 hat Johann V., Bischof von Breslau dieses Schloß erbaut und dem heiligen Johann dem Täufer gewidmet). Da entstand nun auch allmälig die Colonie und die Stadt Johannesberg, und dort waltete in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Johann Thümbling Ritter von Löwenberg auf Nieder-Korkwitz und Nieder-Forst als wirklicher fürstbischöflicher Rath und Hauptmann der Herrschaft Johannesberg und Friedeberg, welcher sein Amt mit großer Strenge versah und hiedurch im Volke sich verhaßt gemacht hatte, und zur Entstehung der „Timlingssage", welche gleichsam einen seiner mit dem Satan in Verbindung gestandenen Urahnen berührte, Anlaß gegeben haben mochte. In einem Dorfe unterhalb des Schlosses Johannesberg, erzählt diese „Timlingssage", lebte in der grauen Vorzeit des Mittelalters ein Landmann, welcher seine Heerde von Nutzthieren durch einen kleinen aber kräftigen Hirtenjungen, Namens Gideon Timling, weiden ließ, der aber bei seinem Dienstgeber nur das kärglichste tägliche Brod hatte. Eines Tages weidete er auf dem nahen „Galgenberge" die ihm anvertraute Heerde wieder, blickte im Grase liegend zu dem stattlichen Schlosse empor und grollte im Stillen vor sich hin: wie es doch die Rittersleute da oben so gut hätten, während er als armer Hirtenjunge sich sein Brod so mühsam verdienen müsse. Plötzlich unterbrach sein Selbstge-

ſpräch das Krachen der dürren Aeſte im nahen Gebüſche; der kleine Gideon blickte empor und ſiehe ein baumlanger Mann in einem kurzen grünen Jägerrocke mit der Armbruſt auf der Schulter, auf dem ſchwarzbehaarten Haupte einen grünen breitkrämpigen Jägerhut mit einer rothen Hahnenfeder tragend, ſtand vor ihm und maß ihn mit den feurigen Blicken ſeiner ſchwarzen Augen. Der kleine Timling erſchrack ein wenig, aber er faßte ſich ſchnell und ein leiſes „gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ tönte von ſeinen Lippen. Da wurde das braune Geſicht des grünen Jägers noch finſterer: „Was machſt du da, mein Junge?“ fragte er. Der kleine Gideon erwiderte nun dem baumlangen Jäger, daß er ein armer Hirtenjunge aus dem Thale ſei, viel Hunger und wenig Lohn habe. Ein Wort gab nun das andere; der lange Jäger ließ ſich endlich ganz gemüthlich an der Seite des Hirtenknaben nieder, wurde allmälig zutraulicher und einſchmeichelnder und erklärte endlich dem unverſtändigen Jungen, daß er ein mächtiger Geiſt der Unterwelt ſei, welcher ihm zu Gut und Geld verhelfen, ja ihn ſogar zum Herrn des Schloſſes machen könne, wenn ſich ihm der kleine Timling mit ſeinem Blute verſchreiben wolle. Der unvorſichtige Junge ließ ſich wirklich dazu herbei; Meiſter Satan, welcher der lange grüne Jäger war, zog eine ſchwarze Schreibtafel aus der Taſche ſeines Rockes nebſt einer Feder hervor, ritzte mit dem langen Nagel ſeines Zeigefingers die rechte Hand des kleinen Hirten, daß dieſe blutete, führte ihm dann, da dieſer nicht zu ſchreiben verſtand, die Hand und auf dieſe Weiſe unterzeichnete der Hirtenknabe Timling ſeinen Pakt mit dem Teufel, wornach ihm dieſer Reichthum und Ehre verſprach, zugleich aber feſtgeſetzt wurde, daß Timling nach ſieben Jahren dem Satan verfallen ſein ſollte. Nach der Weiſung Satans ſollte ſich Timling am nächſten Tage beim Gärtner des Schloſſes melden und um Aufnahme zur Dienerſchaft des Schloſſes bitten. Dann ver-

ſchwand der Böſe, Timling verſank in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erſt am andern Morgen erwachte. Als er ſich nun wirklich, wie ihm Satan geheißen, beim Schloßgärtner meldete und ſchüchtern um Aufnahme unter die Diener des Schloſſes, welches dem Fürſtbiſchof von Breslau gehörte, meldete, führte ihn der Gärtner ſogleich dem Biſchofe vor; er fand auch ſogleich Aufnahme unter die Diener und brachte es bald ſo weit, daß er endlich zum Kaſtellan des Schloſſes ernannt wurde. Aber nunmehr begann Timling, im Bewußtſein, daß er nach ſieben Jahren dem Teufel mit Leib und Seele verfallen ſein werde, ein ſchwelgeriſches und laſterhaftes Leben, in welchem ihn jedoch nicht ſelten, wenn eben ſein Gewiſſen erwachte, der Ruf des im Thurme des Schloſſes hängenden Zügenglöckleins mit dem Klagetone: „Timling, Timling“ an das ihm bevorſtehende Schickſal ſeiner endlichen Abholung durch Meiſter Lucifer erinnerte — und die ſieben Jahre verſtrichen und Gideon Timling, der Kaſtellan des Schloſſes, ſaß eines Abends, es war vor der Walburgisnacht, in ſeinem gepolſterten Lehnſtuhle vor dem gewichtigen Weinkruge, als ſich unten im Dorfe in der Nähe des Waldes eine ſchwarze Wetterwolke niederſenkte und bei dem Zucken des Blitzes in derſelben ein rieſiger Reiter auf einem ſchwarzen Roſſe aus dem Walde ſprengte, welcher einen grünen Jägerrock am Leibe und einen breitkrämpigen Jägerhut mit einer rothen Feder am ſchwarzbehaarten Haupte trug. Er ſprang vor der Schmiede des Dorfes vom Rappen, trat hinein und begehrte, daß ſein Pferd beſchlagen werde, wofür er dem Schmiede ein Silberſtück hinwarf. Als ſich dieſer darnach bückte, bemerkte er an dem rieſigen Reiter einen Pferdefuß, erkannte ſomit, daß dieſer kein anderer, als Meiſter Satan ſei und als er nun ſah, wie dieſer auf ſeinem Roſſe dem Schloſſe zuſprengte, ahnte der ehrliche Dorfſchmied ſogleich, daß es nun dem Kaſtellan Timling, deſſen Bund mit dem Böſen

ſchon lange in der Gegend kein Geheimniß geblieben war, weil ſich dieſer in ſeiner Angſt hin und wieder ſelbſt verrathen hatte, an die Haut gehe. Der gute Dorfſchmied warf ſich daher jetzt mit ſeinem Weibe auf die Kniee und betete andächtig für die Rettung Timling's. Aber ſchon hatte Meiſter Satan im Schloſſe Einlaß gefunden und ſchon ſtand er mit grinſender Fratze vor dem unglücklichen Kaſtellan, dieſem den mit deſſen Blute unterzeichneten Höllenpakt vorweiſend, laut deſſen nach dem nunmehrigen Ablaufe von ſieben Jahren Satan berechtigt war, Leib und Seele des ihm verzweiflungsvoll entgegenſtarrenden Timling's mit ſich fortzuführen. Aber dieſer wollte ſich denn doch dem Fürſten der Unterwelt nicht ſo leicht fügen, er ſtellte ſich, ſtatt den Himmel um ſeine Rettung anzuflehen, dem Teufel entgegen und ſuchte ſich im letzten ſchrecklichen Kampfe desſelben zu erwehren; aber das nützte Alles nichts, der arme Timling wurde zuletzt vom Satan zum Fenſter, deſſen bemalte Glasſcheiben zertrümmert in den Burggraben flogen, hinausgeriſſen, mit dem Kopfe an die Mauer geſchlagen und ſo weiter durch die Lüfte dem Abgrunde der Hölle zugeführt. Das war alſo das Schickſal des einſtigen Hirtenknaben Gideon Timling und die rothen Flecken, welche jetzt noch an der Seite des Schloſſes in der Richtung gegen die Stadt Jauernig zu ſehen ſind, ſind, wie die Sage weiter lautet, die Blutflecken, welche hinterblieben, als Timling vom Teufel fortgetragen wurde. Wie die Timlingsſage weiter berichtet, wurden dieſe Blutflecken wohl öfters ſchon abgewaſchen, ja ſelbſt übertüncht, kommen jedoch immer wieder zum Vorſcheine und das Zügenglöcklein im Schloſſe läutet noch immer mit wehmüthigem Klange: „Timling, Timling.“

Mehrere Sagen leben im Volksmunde auch von dem alten Schloſſe „Polniſch-Oſtrau“, einer Beſitzung des Grafen Johann Wlček, dort, wo der Lucinabach ſich in die wilde Oſtrawa ergießt. Als Gründer dieſes Schloſſes

wird Herzog Miesko I. von Teſchen (1290 bis 1316) bezeichnet. Im ſechzehnten Jahrhundert walteten hier die Herren von Sedlnitzky. Ein Friedrich von Sedlnitzky ſtarb im Jahre 1591 in Polniſch-Oſtrau, wo er auch begraben liegt. Nach einer Sage bewährte ſich der Edelmuth dieſes Friedrich von Sedlnitzky in einer ſchönen Weiſe dadurch, daß über ſeine Verwendung ein armer Landmann, welcher in den Forſten der Herzogin Katharina Sidonia, genannt die „ſchwarze Fürſtin", einen Eber niederſchoß, weil dieſer ihm ſein reiches Saatfeld verwüſtet hatte, von der genannten Fürſtin begnadigt, ſomit nicht, wie es in ſolchen Fällen üblich war, hingerichtet wurde. Der vaterländiſche Dichter J. Körner beſang dieſes Ereigniß, den Schmerz der Mutter des zum Tode Verurtheilten ſchildernd, in nachſtehender Weiſe:

Nur einen Ausweg ſchien ihr doch
Das karge Glück zu ſpenden. —
Es lebte Sedlnitzky noch,
Der Erſte von den Ständen.
Ein Mann von hohem Ritterſinn,
Ein Liebling der Gebieterin,
Wußt' er die Kunſt zu nützen,
Bedrückte zu beſchützen;
Gelaſſen hört' der Mutter,
Hört' der Gebeugten Flehen
Er tief ergriffen und gebeut
Ihr, eilig mitzugehen.

Eine andere Sage von dieſem Schloſſe erzählt, wie öfters an der Oeffnung vor den Kellern desſelben ein Männlein mit einem rothen Mäntlein geſehen wurde, welches daher das rothe Männchen genannt wurde. Da ſchritten einmal, wie dieſe Sage erzählt, mehrere Knaben an dieſer Kelleröffnung vorüber und bemerkten, daß da auf der Erde eine Menge Stücke von Goldblech lagen. Als ſich die Knaben dieſe Goldblechſtückchen aufleſen wollten, ſprangen aber kleine braune Männlein mit langen Bärten,

die Kobolde, welche in dieſen Kellerräumen hauſten, hervor und verſcheuchten die kleinen Jungen. Aber bald fanden ſie ſich wieder dort ein und als die muthwilligen Knaben wieder in die Kellerlöcher hinabguckten, um die Zwerglein zu ſchauen, da geſchah es, daß einer der Knaben einem andern die Mütze vom Kopfe ſtreifte und durch die Oeffnung hinabwarf. Nun begann der, dem das Mützchen gehörte, zu heulen und zu klagen, daß er vom Vater geſtraft werden würde, wenn er ohne ſeiner Mütze nach Hauſe käme. Als er aber ſo jammernd die Kelleröffnung umſchlich, ſeine kleinen Kameraden aber ihm höhnend entwichen, ſiehe, da flog auf einmal, von den Zwergen im Keller heraufgeworfen, die Mütze heraus und zu den Füßen des weinenden Knaben nieder, der jetzt nicht wenig ſtaunte: denn das Mützchen war mit blanken Goldſtücken gefüllt. Wer kann nun die Freude des Knaben beſchreiben, der mit dem reichen Geſchenke der Bergmännlein zu ſeinen Eltern rannte und ihnen den Schatz brachte, von dem ſie ſich nun ein ſchönes Haus erbauen und ſorgenloſer als bisher leben konnten. Kaum verbreitete ſich aber die Kunde von dieſem unerwarteten Gewinne bei den Nachbarn der Eltern des Knaben, als einer ſeiner andern beiden Kameraden gleichfalls ſchnell zu dem Kellerloche, in welchem die Zwerge hauſten, zurückkehrte und, in der Meinung, daß auch ihm ein goldenes Geſchenk der Bergmännlein werden würde, ſeine Mütze abſichtlich hinabwarf. Aber ihn ließen die Zwerge eine gute Weile warten, dann flog ſeine Mütze zurück und keineswegs, wie er erwartet hatte, mit Gold gefüllt, ſondern vollſtändig zerriſſen, ſo daß ſie in Fetzen zerfallend zu ſeinen Füßen niederſank. Der getäuſchte Knabe rannte alſo heulend nach Hauſe, wo ihn die Vorwürfe ſeiner Eltern empfingen und die Kellerräume, in welchen die Zwerge gehauſt hatten, verfielen ſchon in den nächſten Tagen und keine Spur von den Bergmännlein wurde weiter entdeckt.

Unter den Ruinen der einſtigen Burgen Schleſiens iſt wohl auch eine der merkwürdigſten die der Burg Kaltenſtein, oſtwärts von Friedberg am Fuße des großen Falkenberges. Dieſe Ruine wird von ihrer zweizackigen Geſtalt, in welcher ſie ſich von der Ferne geſehen wie eine biſchöfliche Mitra ausnimmt, die Biſchofsmütze genannt. Ihr Erbauer iſt unbekannt. Eine alte Volksſage erzählt aber, daß der Breslauer Biſchof, Johannes Thurzo, welcher im Jahre 1506 den biſchöflichen Stuhl beſtieg, dieſe Burg Kaltenſtein zerſtören ließ, weil ihre Beſitzer Raubritter waren und die Gegend durch ihre Ueberfälle von Reiſenden ſo unſicher machten, daß dieſelbe Niemand mehr ohne Gefahr betreten konnte. Profeſſor Anton Peter bringt demnach in ſeinem intereſſanten geſchichtlichen Werke über die Burgen und Schlöſſer Schleſiens aus dem Jahre 1865 die nachſtehende Ballade, nach welcher die Burg bei einem Rückzuge des Raubritters durch eine gelegte Mine in die Luft geſprengt worden wäre:

Wenn die Droſſel ſchlägt im thauigen Hag,
Wenn im Oſten dämmert der junge Tag,
Dann reiten die Ritter vom Kaltenſtein
In's nebeldampfende Thal hinein.
Glück auf, ihr Ritter, das Thal entlang
Zieht näher und näher ein reicher Fang.

Betriebſame Leute vom Markte zu Wien,
Sie weiter zum heimiſchen Breslau zieh'n,
Da giebt's willkommene Beute zu fah'n,
Ihr armen Schlucker, kommt nur heran!
Glück auf ihr Ritter vom Kaltenſtein!
Das ſchleppt ihr gewiß zur Burg hinein!

Und wie ſie zum Hohlweg gelangen, da regt
Der Wald ſich, als würd' er vom Winde bewegt,
Der Harniſch flimmert, es blitzet der Speer:
Die Fichten verhüllen des Biſchof's Heer.
Weh' euch, ihr Ritter vom Kaltenſtein,
Die Rache, die Rache, ſie bricht herein!

Sie stürzen im Sturm auf den Kaufmannszug:
Da schallt des Ach's und des Wehe genug,
Da sinken die Reiter hinab in den Staub,
Da raffen die Knechte den gleißenden Raub.
Weh' euch, ihr Ritter von Kaltenstein,
Die Rache, die Rache, sie bricht herein!

Und kaum ist das blutige Werk vollbracht,
Da nahen die Rächer mit Macht, mit Macht,
Da blinken die Speere, es blitzt der Helm,
Bald neigt sich der Fessel der raubende Schelm.
Weh' euch, ihr Ritter von Kaltenstein!
Die Raben, die Raben, wie heiser sie schrein!

Da spricht Herr Thurzo: „Es sei euch vergunnt,
Die Burg zu öffnen zu dieser Stund':
Doch wisset, vermeldet man and'res mir,
Ist Rad und Galgen vor eu'rer Thür!
O weh', ihr Ritter von Kaltenstein,
Wie wird euer Uebermuth jach so klein!

Sie ziehen zur Burg in dem Wiesenthal,
Es leuchten die Schwerter im Sonnenstrahl,
Des Bischofs Reiter in Feindes Gerüst,
Sie tragen zu stürmen ein grimmig Gelüst.
Und hinterdrein vom Kaltenstein
Die Ritter, sie schauen gar grämlich darein.

Die Zugbrück' sinkt, es stürzt der Wall,
Es sprengt die Burg der Minen Knall;
Geborsten senkt sich des Thurmes Spitz',
Gleicht ragend noch itzt der Bischofsmütz',
Daß warnend es sollt' ein Zeichen sein
Für alle Ritter vom Kaltenstein.

Kehren wir nun aber zur eigentlichen Geschichte Schlesiens und insbesondere der altehrwürdigen Landeshauptstadt Troppau zurück, so treten uns in der Zeit, seit welcher das Gebiet von Troppau nach der Regierungsperiode der Přemisliden abwechselnd unter dem Scepter böhmischer, polnischer und ungarischer Fürsten stand, manche lichtvolle aber auch dunkle Bilder in der Geschichte dieses Landesgebietes entgegen. Im Beginne

der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts herrschte im Fürstenthum Troppau der vielgenannte Böhmenkönig Georg von Podiebrad. Die damaligen Thron- und Religionsstreitigkeiten in Böhmen blieben nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Troppau. Da gab es nun viele hungernde Ritter und herrenloses Gesindel, welche die Straßen unsicher machten und Handel und Gewerbe hemmten. Georg von Podiebrad war aber redlich bemüht der bedrängten Stadt wieder aufzuhelfen. Nach seinem Tode kam sein Sohn Herzog Viktorin, dann kamen Mathias und Johann Corvinus. Der Erstere insbesondere gründete sich ein ehrenhaftes Andenken in den Jahrbüchern der Stadt Troppau, denn noch sind die schönen Worte des Huldbriefes verzeichnet, welchen er bei der Uebernahme der Regierung des Fürstenthums Troppau an die Stadtgemeinde schrieb: „Ich halte die Fürstenpflicht nicht für erfüllt, wenn ich mein Reich beschütze und vermehre, ohne das Wohl meiner Unterthanen dabei zu bewahren, was ich nur zu erzielen glaube, wenn ich das Eigenthum eines Jeden für heilig achte und das Verdienst belohne.“*) Diesen schönen Worten entsprach auch die Handlungsweise des genannten Herrschers. Er bestätigte der Stadt ihre Rechte und Freiheiten und gewährte ihr vollen Schutz. Die Verwaltung der Stadt Troppau bestand damals in vier Abtheilungen, welche sich in eine Körperschaft vereinigten und die vier Vorstände wechselten vierteljährig in ihrer Amtsführung unter dem gemeinschaftlichen Titel eines Bürgermeisters. Während ihrer Amtsführung aber hießen sie Amtsbürgermeister. Eine schöne Gepflogenheit war unter diesem Herrscher: daß Jeder, welcher sich von seinem unmittelbaren Gerichte beeinträchtigt glaubte, sich in einer Berufung an den König wenden konnte. Mathias Corvinus war auch ein beson-

*) Troppauer Urkundensammlung Nr. 31.

derer Freund der Wiſſenſchaften, ſchenkte den Schulen eine große Aufmerkſamkeit und beſtimmte 400 fl. als dauernde Unterſtützung für arme ſtudirende Bürgerſöhne. Die Regierung ſeines Nachfolgers Johann Corvin war eine ſorgenloſe, daher die Troppauer ſehr zufrieden waren als er das Fürſtenthum im Jahre 1500 an Wladislav, König von Ungarn und Böhmen abtrat. Der Nachfolger dieſes Letzteren war ſein jüngerer Bruder Sigismund, ein ſehr thätiger Regent, unter welchem Troppau für eine Kameralſtadt der Krone Böhmens erklärt und die böhmiſche Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen eingeführt wurde. Da bei ſeinem im Jahre 1516 erfolgten Ableben ſein Sohn Ludwig noch minderjährig war, führte Kaſimir IV. Herzog von Teſchen, die Statthalterſchaft in Troppau. Als Ludwig die Regierung in Böhmen und Troppau übernahm, trat eine glückliche Periode für die Stadt ein, denn Ludwig zeigte ſich überall als ein Freund der Bürger. Nur dem Volke Iſrael ging es in dieſer Zeit im Troppauer Gebiete ſchlecht. König Wladislav hatte im Jahre 1501 die Duldung der Juden in der Stadt Troppau zum Geſetze gemacht. Um ſich nun dieſes Zwanges zu entledigen, ſchilderten die Bürger der Stadt dem jungen Könige Ludwig die Juden Troppau's mit den ſchwärzeſten Farben, beſchuldigten ſie des Wuchers und Betruges und fügten ſogar die ſchreckliche Anklage bei, daß die Juden nach Chriſtenblut dürſteten, daher chriſtliche Kinder raubten und erwürgten. Der junge König ſchenkte dieſen argen Beſchuldigungen unbedingten Glauben und erließ ſogleich den ſtrengſten Befehl; daß alle Juden in Troppau ihre Häuſer und Liegenſchaften verkaufen und binnen drei Wochen die Stadt räumen ſollten. So kam es, daß nach dieſer Friſt kein Jude mehr in Troppau weilte, alle Häuſer der Iſraeliten in den Händen der Chriſten waren, die jüdiſche Synagoge niedergeriſſen und der Kirchhof der Juden in einen Garten verwandelt wurde.

König Ludwig verſprach ferner für ſich und ſeine Nachkommen:" daß nie mehr einem Juden geſtattet werden ſolle, ſich in Troppau niederzulaſſen." — Aber ein Jahr ſpäter fand König Ludwig, erſt 20 Jahre alt, im Kampfe gegen die Türken ſeinen ſchrecklichen Tod des Erſtickens in einem Sumpfe. Nun nahte jene ereignißreiche Zeitepoche, in welcher in ganz Deutſchland die Kriegsfackel aufloderte und durch volle 30 Jahre fortglühte, überall Verwüſtung und Verderben im Lande verbreitend.

Wenn wir nun auf das düſtere Trauerbild blicken, welches Deutſchland in jenen Tagen des politiſchen und religiöſen Kampfes bot, wenn wir in Gedanken das traurige Schickſal ſo vieler Familien beklagen, deren häusliches Glück damals im Sturme des nimmer enden wollenden Krieges den Untergang fand, ſo mag uns dagegen, wie wir nun wiederholt betonen müſſen, das Bewußtſein erheben, daß wir in einer viel glücklicheren Zeitperiode leben, in welcher das Licht der Aufklärung und der Wiſſenſchaft unter dem Schutze des überall geachteten Geſetzes in unſerem großen öſterreichiſchen Geſammt-Vaterlande unter der kraftvollen und ſegensreichen Regierung eines hochgeliebten Monarchen, das Glück der Unterthanen begründet, daher ſelbſt jene Schattenbilder aus der traurigen Vorzeit Deutſchlands, welche wir in dem Nachfolgenden bieten, nur beitragen können, unſere aufrichtige Liebe für unſern hochherzigen Monarchen und unſer Vaterland zu erhöhen.

Damals, in jener ſich immer trauriger geſtaltenden Zeit vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, erſchütterte bekanntlich der Geiſt der Reformation, welche der Bergmanns-Sohn von Eisleben in Deutſchland hervorgerufen hatte, die Säulen der feſteſten Staatengebäude im Herzen Europa's, die Bande der älteſten Allianzen wurden zerriſſen und die heilige Einheit zwiſchen Fürſten und Unterthanen wurde gelöſt.

Auch das Land Schleſien und insbeſondere die Haupt-

ſtadt Troppau wurde von dieſem Sturme der Zeit berührt. Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog zu Jägerndorf, erklärte ſich bald nach dem Auftreten Martin Luthers für die Lehre desſelben und führte noch während der Regierungsjahre des jungen Königs Ludwig, ſeines Zöglings und Freundes, die neue Lehre im Herzogthum Jägerndorf ein. Viele ſeiner Unterthanen nahmen ſie ſogleich an und ſo kam es, daß auch die Bürger von Troppau und in anderen Städten Schleſiens bald Gefallen an derſelben fanden. König Ludwig hatte nichts dagegen. Bald wurde alſo ein evangeliſcher Prediger nach Troppau berufen und die Troppauer empfingen das Abendmal unter beiden Geſtalten; ſie wollten ſich jedoch von der katholiſchen Kirche nicht trennen, ſondern meinten nur einige Aenderungen in der Glaubensſache anzuſtreben. Der Friede wurde daher noch nicht geſtört; jeder Bürger übte aber ſeine Religion frei nach ſeinem Glauben. So feierten die zur lutheriſchen Lehre hinneigenden nunmehr das Feſt der Geburt Chriſti um acht Uhr Morgens nach dem heiligen Abende, die Katholiken aber, nach ihrer alten Gepflogenheit um Mitternacht durch die Anhörung der drei heiligen Meſſen. Es begann nun damals mit dem Jahre 1528 die Regierungsperiode des nachmaligen deutſchen Kaiſers Ferdinand I., welcher als nunmehriger Regent Böhmens und Schleſiens, wie ein vaterländiſcher Geſchichtsſchreiber betont, durch im Troppauer Gebiete die ſchönen Herrſcher-Tugenden ſeiner Mäßigung, Weisheit und Güte entwickelte, und immer noch an eine Ausgleichung und Wiedervereinigung der beiden Religionsparteien dachte; er machte ſich auch verſchiedene Begünſtigungen insbeſondere alle Stände im Troppauer Gebiete geneigt, ſo daß, als der erſte Türkeneinfall im Jahre 1529 gegen Wien erfolgte, die ſchleſiſchen Städte, namentlich Troppau, Reiter und Fußknechte in's Feld ſtellten und der Troppauer Landeshauptmann Hinko von Würben auf Freudenthal über die prächtige

Schaar dieſer muthigen Landesvertheidiger auf dem Platze vor der Dreifaltigkeitskirche in Troppau Heerſchau hielt, alle Bewohner der Stadt herbeikamen und in Freudenrufe ausbrachen, worauf die von glühender Vaterlandsliebe beſeelten Kampfgenoſſen nach Prag zogen um mit den andern Truppen des Kaiſers zum Entſatze der von Sultan Soliman II. belagerten Reichshauptſtadt Wien geführt zu werden. Bewegter wurden die Verhältniſſe in Schleſien unter dem Nachfolger Ferdinand's, dem Kaiſer Maximilian II., welcher, als er zu Breslau die Huldigung der Schleſier empfing, den Grundſatz der religiöſen Duldung ausſprach und der Gemeinde Troppau auch über ein „rührungsvolles Geſuch" alsbald geſtattete, die Kirche „zur Himmelfahrt Mariä" für den Gottesdienſt der neuen Lehre zu verwenden. So mehrten ſich die Bekenner des Lutherthums in Troppau und ihre Gemeinde berief nun einen eigenen Prediger der augsburgiſchen Confeſſion, den Magiſter Martin Zenkfrey, einen gebornen Schleſier, welcher ſeine Studien an der Univerſität Wittenberg zurückgelegt hatte, als Paſtor nach Troppau. Zenkfrey fand aber an dem katholiſchen Pfarrer Blaſius Siebenloth einen großen Gegner, welcher es bald durch verſchiedene Beſchuldigungen ſoweit brachte, daß der Kaiſer am 1. Mai 1565 von Wien aus das Verbannungsurtheil gegen Zenkfrey ausſprach. Nun drohten arge Zerwürfniſſe zwiſchen den Religionspartheien in Troppau; die Bekenner der lutheriſchen Lehre wollten für Zenkfrey das Aeußerſte wagen; dieſer aber wollte in ſeinem bereits hohen Alter, wie er ſagte, nicht die Urſache einer Empörung ſein, verließ alſo heimlich, mit Rücklaſſung ſeiner Gattin und Kinder die Stadt und ſandte eine Vertheidigungsſchrift an den Kaiſer, welche auch die Wirkung hatte, daß ihm geſtattet wurde, einſtweilen und bis zur näheren Unterſuchung der Sache nach Troppau zurückzukehren und ſein Predigeramt fortzuführen. Der fort-

dauernde Krieg hinderte jedoch noch lange seine Rückkunft und die fragliche Untersuchung; erst spät kehrte er zurück und verwaltete sein Amt bis zu seinem im Jahre 1569 erfolgten Tode. Inzwischen verursachte seine, wie bemerkt, durch kaiserliches Decret angeordnete Entfernung aus Troppau die größte Aufregung in der Stadt. Die katholische Geistlichkeit verlangte, daß bis zur Entscheidung durch den Kaiser jeder protestantischer Gottesdienst unterbleibe. Als daher Bekenner der lutherischen Lehre an einem Morgen die ihnen für ihren Gottesdienst eingeräumte Kirche zur Himmelfahrt Marie betreten wollten, fanden sie die Thüren derselben fest verschlossen; vergebens verlangten sie die Schlüssel, endlich wurde die Kirchthüre mit Gewalt aufgesprengt, eine wüthende Menge fiel über die katholische Geistlichkeit her und drängte sie mit Gabeln, Sensen und Steinwürfen zur Stadt hinaus. Alsbald wurde der Bischof von Olmütz von diesem traurigen Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Der edle Kirchenfürst, ein friedliebender und höchst besonnener Mann, zögerte keinen Augenblick und fuhr sogleich mit einigen Jesuiten nach Troppau. Dort trat er der lärmenden Menge muthvoll entgegen, bestieg in der Kirche die Kanzel und mahnte die ihn umströmende Menge: „als verirrte Schafe wieder zu ihrem treuen tiefbetrübten Hirten zurückzukehren;“ er versprach ihnen sodann Allen das heilige Sakrament der Firmung zu spenden. In der That schien durch diese sanfte Ansprache des edlen Kirchenfürsten die Ruhe jetzt wieder hergestellt. Im Herzen frohlockend meinte der Bischof, die aufgeregten Bekenner der neuen Lehre würden nun wieder zur katholischen Kirche zurückkehren. Er begab sich sohin schon am folgenden Tage in die oberwähnte Kirche zur Himmelfahrt Marie, um sie für die Katholiken wieder zu übernehmen und neu einzuweihen. Vorerst sollten aber die irdischen Ueberreste der hier begrabenen Bekenner der lutherischen Lehre auf den Kirch-

hof übertragen werden. Aber jetzt brach der Sturm von Neuem los. Vergebens sprach der Bischof wieder begütigend zu ihnen; sie schaarten sich um die Grabstätten ihrer Religionsgenossen in der Kirche und drohten jeden niederzuschlagen, der diese Todten in ihrer Ruhe stören würde. Jetzt wurden nach dem Befehle des Bischofs seine Wappen an die Mauer der Kirche gehängt, um hiedurch die Besitznahme des Gotteshauses im Namen der römisch-katholischen Kirche zu bezeugen; aber sie wurden von dem aufgeregten Volke der lutherischen Glaubensbekenner mit Koth beworfen. Auch jetzt bewahrte der besonnene Bischof Wilhelm noch seine Mäßigung; er bestieg wieder die Kanzel und suchte die Ruhestörer zu beschwichtigen; aber wilder Lärm übertäubte seine Worte; jetzt trat die größte Gefahr für ihn ein, denn der ganze Haufe der Tobenden drängte sich gegen die Kanzel und vergebens suchte sein Gefolge ihm herabzuhelfen, damit ein anderer Priester hinaufsteige und zu dem erbitterten Volke rede; die aufgeregte Masse wich keinen Schritt und als jetzt ein Diener des Bischofs auf einen unter den Friedensstörern stehenden Handwerksburschen losschlug, da artete die Zusammenrottung in offene Gewaltthätigkeit aus und entsetzlicher Tumult erfüllte die Kirche, während welchem es dem Bischof gelang in das Predigerkloster zu fliehen, dessen Mauern ihm nun Schutz vor der Volkswuth boten. Noch einmal versprach er den Tumultanten von dort aus Verzeihung und seinen Segen, wenn sie zur katholischen Kirche zurückkehren würden; sein Wort verhallte aber in der Luft, und, um nicht wirklichen Mißhandlungen ausgesetzt zu sein, mußte er die Stadt verlassen. Mittlerweile kam eine Gesandtschaft der Bürger, welche nach Wien abgegangen war, mit der frohen Botschaft zurück, daß Kaiser Maximilian ihnen zugesagt habe, selbst zu einem Fürstentage nach Troppau zu kommen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Wirklich kam der fried-

liebende Monarch und den lutheriſchen Religionsgenoſſen wurde die Uebung ihres Gottesdienſtes in der oberwähnten Kirche zur „Himmelfahrt Mariä“ wieder geſtattet; ihre Macht begann zu ſteigen und ſelbſt der oberwähnte katholiſche Pfarrer Blaſius Siebenloth wurde aus Beſorgniß ſeine Pfründe zu verlieren ſeiner Confeſſion treulos, trat zur proteſtantiſchen Religion über und wurde im Jahre 1569 als ihr Prediger angeſtellt; die treueſten Verfechter des katholiſchen Glaubens und beharrlichſten Gegner der neuen Lehre blieben aber die Franziskaner zu St. Barbara; ſie wurden daher vom Bürgermeiſter und Rathe aus der Stadt verbannt; ihr Kloſter wurde in ein Spital umgeſtaltet; ihr Kirchhof, ihre Gärten und ihr kleines Hoſpital wurde zu Bauſtellen für die Bürger verkauft. Nun begann alſo ein neues Regiment in der ſchleſiſchen Landeshauptſtadt des Fürſtenthums Troppau. Die Befeſtigung der neuen Lehre und nebenbei die Verſchönerung der Stadt war jetzt das Hauptgeſchäft des Bürgermeiſters und Rathes. Die Schulen wurden vermehrt, zwei lutheriſche Cantoren, ein kalviniſcher Prediger für die in der Stadt bereits befindlichen Anhänger der calviniſtiſchen Lehre, ein Baccalaureus oder Rector für das geſammte Erziehungsweſen wurden angeſtellt und die deutſche Sprache verdrängte in der Schule die böhmiſche. Da mußten nun auch von den Gliedern des Rathes im Intereſſe der Stadt manche Reiſen nach Wien und Prag unternommen und mancher ungewöhnliche Aufwand gemacht werden, um die Gunſt mächtiger Männer zu gewinnen. Die Herren Räthe der Gemeinde Troppau's „gaben alſo damals, wie ein altes Notizbuch der Stadt nach den Worten eines vaterländiſchen Geſchichtsſchreibers ſagt, herrliche Tafeln, machten reiche Geſchenke, fuhren mit ſechs Pferden und fanden des Aufwandes kein Ende. Auch zu Hauſe vergaßen ſich dieſe Rathsglieder nicht. Sie bauten ihre Häuſer herrlich auf, kauften Gärten und Höfe, gaben

glänzende Gaſtmale und thaten es den meiſten Städten Schleſiens an Pracht zuvor. So groß die Einkünfte der Stadt waren, reichten ſie jetzt nicht mehr hin. Sie forderten daher von den Bürgern das doppelte Geſchoß (Abgabe) im Jahre 1574 und dieſe bewilligten es. Das genügte aber nicht ihrer Verſchwendungsſucht. Sie nahmen nun Geld zu hohen Zinſen auf und ſanken dadurch und durch die Vernachläſſigung der öffentlichen Güter in eine tiefe Schuldenlaſt. So nagte damals ein gefräßiger Wurm an dem ehrwürdigen Gebäude des Gemeindeweſens.“ —

Betrachten wir uns aber das Haus eines ſchleſiſchen Bürgers namentlich in der Hauptſtadt Troppau in jenen Tagen der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, während der Regierungsperiode der Kaiſer Maximilian II. und ſeines Nachfolgers Rudolf II., ſo finden wir in demſelben noch immer Fleiß, Sparſamkeit und frohen Wohlſtand. Da blühten die mannigfaltigſten Zweige des Erwerbes. Da beſtanden z. B. in der Hauptſtadt Troppau allein 123 Brauhöfe für Märzen- und Kufenbier, welches in 100 ſogenannten Ganz- und ebenſo vielen Kleinhäuſern ausgeſchenkt wurde; da wurde in 64 weinberechtigten Häuſern, mit den „grünen Kränzen,“ um die Reihe (Pořádka) köſtlicher einheimiſcher, Oeſterreicher-, Ungar-, Malvaſier-, Muskatellerwein, in andern Häuſern aber Meth, Branntwein jedoch nur in einem einzigen Hauſe ausgeſchenkt. Dann gab es viele Wollentuchmacher, Schwarzfärber, ſogenannte Geißler oder Gaßler, d. h. Dorffleiſcher, welche ausgehauenes Fleiſch auf der Gaſſe verkauften, eine Menge Platzbäcker, welche jeden Sonnabend ihre vom Lande hereingebrachte Waare auf freiem Platze verkauften, Maurer, Steinmetze, Zimmerhauer (ſo heißen die Zimmerleute, welche damals mit den Maurern und Steinmetzen eine eigene Zeche bildeten), Schwertfeger, Schmiede, Gärber, welche damals noch häufig Elenthierfelle bearbeiteten, Leinweber, Schloſſer, Knopf- und Paternoſtermacher und

noch andere Gewerbsleute. Beſondere und erhebende Feierlichkeiten fanden bei der Aufnahme der Lehrlinge ſtatt, bei welcher der aufnehmende Meiſter in Gegenwart des Zechmeiſters und der Zeugen verſprach: den Lehrling in der Kunſt oder dem Handwerke treu zu unterrichten, ihn zur Sittlichkeit anzuhalten, mit Kleidung und Koſt zu verſehen und ihn nach vollbrachten Lehrjahren, welche bei den Handwerkern gewöhnlich drei, bei den Chirurgen zwei, bei den Apothekern fünf Jahre dauerten, ein Zeugniß nebſt einen Reiſepfennig zu geben; dagegen mußten die Zeugen für den Lehrling bürgen, daß er ſich der Gottesfurcht, Treue, des Fleißes und der Reinlichkeit befleißen werde, und wurde insbeſondere das „Waſchen des Geſichtes und der Hände des Lehrlings nach dem Aufſtehen am Morgen" ausdrücklich bedungen. Alle Handwerker waren übrigens in Troppau in 20 Zünfte getheilt.

Dagegen bietet uns kein freundliches Bild das damalige Verhältniß der Bürgerſchaft der Hauptſtadt Troppau zur Stadtvorſtehung. Der Rath der Stadt Troppau hatte ſich nämlich im Laufe der Zeit eine Machtvollkommenheit geſichert, welche dem Gemeindewohle bereits ſehr abträglich zu werden begann. Er hatte es geſchickt dahingebracht, daß alle Rathsſtellen mit Perſonen derſelben Verwandtſchaft beſetzt wurden, ſo daß das ganze Rathscollegium, deſſen damaliger Vorſtand längere Zeit hindurch der Bürgermeiſter Bartſch war, gleichſam eine Familie ausmachte. Die Bürger von Troppau ließen ſich das gefallen, und wären die Herren des Rathes klug geweſen, ſo hätten ſie vielleicht ihre Aemter, wie in andern Städten, in ihren Familien erblich gemacht. Aber ihr hochfahrendes Benehmen und der verſchwenderiſche Haushalt mit den Geldern der Gemeinde, machte ihnen die Gemüther der Bürger abgeneigt. Dieſe machten dem Rathe Anfangs beſcheidene Vorſtellungen hierüber, erhielten jedoch die kurze Antwort: „Sie ſeien nicht aufgefordert, die Schulden, welche der Rath gemacht habe, zu

zahlen, und hätten somit hierüber auch nicht zu klagen.“ Die Herren Rathsmänner halfen sich nun damit, daß sie durch Cessionen, Veräußerungen und Verpachtungen der öffentlichen Güter und Rechte die schreienden Gläubiger zur Ruhe brachten, wodurch sie jedoch dem Stadtsäckel die ergiebigsten Quellen abschnitten. Als nun aber auch der Stadt, wie anderen Städten des Reiches, vom Kaiser eine erhöhte Kriegssteuer auferlegt wurde, sah sich der Rath genöthigt die Bürgerschaft um Hilfe anzugehen, zu welcher sich diese bereit erklärte, wenn der Rath vorher Rechnung legen wolle und ein neues Rathscollegium aus Bürgern, welche nicht mit einander verwandt seien, gebildet worden wäre. Der Rath der Stadt versprach dies, hielt aber nicht Wort. Nun wandten sich die Bürger an den Kaiser selbst, baten um eine Untersuchungs-Commission, welche auch bewilligt wurde und es kam durch die versöhnende Vermittlung des damaligen Landeshauptmannes des Fürstenthums Troppau Jan von Würben auf Hultschin, im Jahre 1578 zu einem gütlichen Vergleiche, wonach die Bürger zur Schuldtilgung beizutragen, der Rath aber Rechnung zu legen versprach. Diese Rechnungslegung erfolgte jedoch nicht, die Schulden der Stadt stiegen dagegen noch in dem folgenden Jahre und der Stadtrath fuhr in seiner früheren Wirthschaft fort, so daß Kaiser Rudolf II. sich veranlaßt fand den Kammerräthen von Ober- und Niederschlesien zu Breslau aufzutragen: „die verrenkten und zwieträchtigen Glieder der Stadt Troppau wieder einzurichten und sie zu gegenseitigen Pflichten zu verhalten.“ Nun wurde für den 15. Jänner des Jahres 1588 eine neue Commission angeordnet, um dies nun schon so lange andauernde Zerwürfniß zwischen den Bürgern und dem Stadtrathe Troppau's endlich zu begleichen. Da mußte nun der Stadtrath gleich nach dem Beschluße der ersten Sitzung dieser Commission, binnen wenigen Tagen Rechnung über seine Verwaltung legen und da zeigte sich, wie der

Chroniſt ſagt „zum Staunen und Aergerniß Aller“, daß die Stadtſchuld in den 10 Jahren von 1578 bis 1588 um die Summe von 60000 fl. vermehrt worden war und nunmehr die damals für die Stadt in der That ungeheure Summe über 97967 Thaler betrug. Da verordnete nun die Commiſſion, daß die ganze Einwohnerſchaft der Stadt, Niemand ausgenommen, zur endlichen Tilgung dieſer Schuldenlaſt beitragen müſſe. Das gab nun ein allerdings ſehr erklärliches Murren und Jammern: „daß die Bürger der Stadt nunmehr Schulden zahlen müſſen, welche nur der Muthwille des Stadtrathes gemacht habe,“ und viele Bürger wollten jetzt ihre Häuſer verkaufen und die Stadt verlaſſen, andere verlangten in ihrer Erbitterung eine neue Wahl des Rathes. Die Commiſſion bemühte ſich dieſe Aufregung in der Stadt zu ſtillen, verbot die Auswanderung, löſte die Verſchwörungen der erbitterten Bürger gegen den Rath auf und ließ die ſich Widerſetzenden in Haft nehmen. Nun wurde der Kaiſer von den unzufriedenen Bürgern wieder mit Klagen beſtürmt, und in Folge ſeines Befehles trat am 1. März des Jahres 1595 eine neue Generalcommiſſion unter dem Vorſitze des ſtatt des Jan von Würben neuernannten Landeshauptmannes von Troppau, Andreas Bzenitz von Marckersdorf, Herrn auf Tribau und Königsberg und des Landeshauptmannes von Großglau, Heinrich Burggrafen von Dohna, zuſammen. Bei dieſer Verſammlung führte nun ein in der Geſchichte der Stadt Troppau rühmlichſt genannter Bürger am 8. März des obgenannten Jahres, für welchen Tag die Bürger zur Vorbringung ihrer Klage gegen den Rath auf das Rathhaus geladen waren, vor Rath und Bürgerſchaft ein gar ernſtes Wort. Adam Rotter war es, „ein junger gelehrter Bürger der Stadt, welcher durch ſeine Weisheit und Mäßigung vor Allen in Anſehen ſtand“ und, wie die Troppauer Urkundenſammlung weiter beſagt, alle Klage- und Bittſchriften,

welche der Kaiser und die Commission für die Bürgerschaft gewonnen, verfaßt hatte.*) Dieser muthvolle junge Mann, ein „Ritter ohne Furcht und Tadel“ der Bürgerschaft Troppau's, trat nun als Sprecher für dieselbe den Herrn der Generalcommission gegenüber. Er zeigte vor Allem kurz und richtig in der vom Rathe gelegten Rechnung, wie der Geschichtsbericht hierüber lautet, „mehrere Schuldposten, welche vom frühern Rathe getilgt, andere aber, welche aus Uebermuth, noch andere, welche aus Selbstsucht gemacht worden waren. Dann verlangte er vom Rathe Auskunft über die Gebahrung mit 24 silbernen Kelchen, welche nach der Uebergabe der Hauptkirche an die Protestanten aus derselben waren genommen worden, sowie über die Stadtkleinodien, welche in einem silbernen Stoßvogel und mehreren silbernen und reichvergoldeten Schilden (Sinnbildern der Jagd und des Krieges aus früherer Zeit) bestanden; er klagte weiter die vier Bürgermeister der Stadt an, daß sie bei Hochzeiten, Kindstaufen und andern Schmausereien zwei Viertel Rindfleisch und ein Viertel Bier, was ihre Vorfahren nach alter löblicher Sitte aus Eigenem zu schenken pflegten, seit vielen Jahren aus der Gemeindekasse widerrechtlich bestritten hätten; endlich zeigte er, daß seit langer Zeit die erledigten Rathstellen der Stadt immer nur mit Blutsverwandten bestehenden Rathsglieder zum Nachtheile der Gemeinderechte ersetzt worden seien.“ — Es mußte für die Bürgerschaft der Stadt Troppau in der That ein sehr erhebendes Bild sein, einen allgemein geachteten mannhaften, jungen Bürger mit so körniger Rede im entscheidenden Momente für sie auftreten zu sehen. Als Adam Rotter nach dieser gehaltvollen Rede mit glühendem Antlitze

*) Dieser ehrenhafte Bürger Troppau's starb nach dem Ausgange des Processes zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft im Jahre 1597 und seine irdischen Reste ruhen im Schülerchor der Troppauer Pfarrkirche.

und dem ſchönen Bewußtſein ſeiner erfüllten Bürgerpflicht, nach einer kurzen Verbeugung vor dem Leiter dieſer denkwürdigen Generalcommiſſion zurücktrat, herrſchte tiefe Stille im Saale. Bald aber trat der ſo arg beſchuldigte Rath der Stadt zu ſeiner Vertheidigung auf, welche ſelbſtverſtändlich vor Allen die Bürgermeiſter führten. Aber dieſe Vertheidigung, wurde dem Rathe, wie der Chroniſt ſagt, „ſchwer und hielt nicht Stich.“ Die Generalcommiſſion faßte daher ſofort den Beſchluß: daß der bisherige Stadtrath aufzulöſen ſei, und forderte die Bürgerſchaft auf, ſogleich Vorkehrungen zu einer neuen Rathswahl zu treffen. So hatte alſo die körnige und durch Beweiſe bekräftigte Anſprache des jungen Bürgers Adam Rotter für die Troppauer Bürgerſchaft den Sieg derſelben über den bisherigen, bezüglich ſeiner Gebahrung tadelnswerthen Stadtrath erfochten und freudige Aufregung herrſchte nach dieſem Siege unter den Bürgern der Stadt, welche von der Generalcommiſſion für den folgenden Tag abermals auf das Rathhaus beſchieden wurden. Dort wurde denſelben vor der Commiſſion der Wille des Kaiſers und deſſen in 10 Punkten beſtehender Vorſchlag zur endlicher Tilgung der Stadtſchulden vorgetragen. Bedeutungsvoll war gleich der erſte Punkt, welcher lautete, daß „Zwietracht, Groll und Haß zwiſchen Rath und Bürgerſchaft fortan verbannt und alle früheren Beleidigungen vergeſſen ſein ſollten.“ Die übrigen Punkte betrafen die Vorſchläge zur allmähligen Schuldentilgung der Stadt; ſelbſt die Freihäuſer in und außer der Stadt, ob ſie Adeligen oder Bürgern gehörten, ſollten nicht frei ſein von der Contribution, zu welcher namentlich die Zahlungsleiſtungen für die mit 18808 fl. noch rückſtandige Kriegsſteuer gehörte; ein anderer Punkt lautete: ein neuer Rath ſoll nun gewählt werden, jedoch mit Schonung der redlich verbliebenen Glieder des alten; der Schöppenſtuhl (für die Rechtspflege) ſolle „nun geprüft und mit

fähigen und rechtlichen Männern beſetzt," „vom neuen Rathe ſolle in Zukunft in Gegenwart der Zechmeiſter und des Ausſchußes alljährlich über Einnahnen und Ausgaben Rechnung erſtattet und dieſe durch den Landeshauptmann der ſchleſiſchen Kämmerei zu Breslau zur Prüfung überſchickt, den Gläubigern, welche der Stadt Geld zu geſetzwidrigen Prozenten geliehen hatten, ſolle nur die Hälfte des Capitals zurückerſtattet, die andere Hälfte ſolle zum Beſten der Schuldentilgung der Stadt verwendet werden." — Als dieſe und die anderen Puukte des Vorſchlages des Monarchen den verſammelten Bürgern vorgetragen wurden, „zeigte ſich, wie der Geſchichtsſchreiber Schleſiens ſagt, „der Bürgerſinn in ſeinem ehrwürdigen Geiſte. Es wurden mit Ruhe die Punkte noch einmal vorgenommen und vor den verſammelten Bürgern, indem dieſe ihr perſönliches Wohl dem öffentlichen hintanſetzten, willig angenommen. Nicht wenig trug zu dieſer Ausſöhnung die Bemühung des oberwähnten edlen Landeshauptmannes Andreas Bzenitz von Marckersdorf bei, welcher jedoch, wie der Geſchichtsſchreiber ſagt, als alleiniges Opfer dieſer Verſöhnung zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft Troppau's fiel, indem er am 27. April 1595 von einem Böſewichte erſchoſſen wurde und deſſen Nachfolger als Landeshauptmann des Fürſtenthums Albrecht Sedlnitzky von Choltitz, Herr auf Bartſchendorf, wurde, welchen der damalige Biſchof von Olmütz Stanislaus Paulowsky, als kaiſerlicher Abgeordneter den Ständen des Fürſtenthums und dem Rathe der Stadt feierlich vorſtellte, indem er dieſem neuen Landeshauptmanne zur Pflicht machte, über den Fortbeſtand der Eintracht in der Bürgerſchaft fortan ſtrenge zu wachen und vom Stadtrathe alljährlich Rechnung über deſſen gemeinheitliche Wirthſchaft zu verlangen. Die Ausſöhnung des Rathes und der Bürgerſchaft Troppau's war nun auch eine dauernde und fortan ungeſtörte.

Aber verſchwindet auch nun dieſes Schattenbild in der Geſchichte der nunmehrigen ſchleſiſchen Landeshauptſtadt vor unſern Blicken, ſo taucht gleich wieder ein anderes Trauerbild noch weit ärgerer Art vor unſern Augen empor, ein Bild des argen Zerwürfniſſes dieſer Stadt mit ihrem Landesfürſten, in Folge der Unruhen, welche die damaligen gegenſeitigen Anfeindungen der einzelnen Religionsconfeſſionen im Beginne und Verlaufe des dreißigjährigen Krieges hervorriefen.

Die Veranlaſſung zu dem furchtbaren Gewitter, welches nun über die Stadt hereinbrach, bot zunächſt abermals die Benützung der Kirche zur „Himmelfahrt Mariä“ durch die Proteſtanten. Der Nachfolger des oberwähnten Olmützer Biſchofs Stanislaus, Cardinal Graf Dietrichſtein, verlangte vom Troppauer Stadtrathe unbedingt die Rückgabe dieſer Kirche, welche ihm von den Bürgern unter Vorſchützung des ihnen von Kaiſer Maximilian II. ertheilten Befugniſſes zur Ausübung ihres proteſtantiſchen Religionsbekentniſſes und des langen ungehinderten Beſitzes der genannten Kirche ebenſo entſchieden verweigert wurde. Die Folge war eine Beſchwerde des Biſchofs bei dem Kaiſer und die Bitte um ein kaiſerliches Machtgebot. Kaiſer Rudolf erließ auch ſogleich von Prag aus den gemeſſenen Befehl: daß die genannte Kirche ſofort dem proteſtantiſchen Gottesdienſte zu verſchließen, dem Biſchof von Olmütz, als ihrem Kollator zu übergeben, daß die proteſtantiſchen Prädikanten aus Troppau abgeſchafft werden ſollten; dagegen ſollte binnen vier Wochen ein katholiſcher Pfarrer gewählt und vom Olmützer Biſchof beſtätigt werden. Das war nun ein Donnerſchlag für die Troppauer, deren größter Theil ſich zur lutheriſchen Religion bekannte. Alle Vorſtellungen an den Kaiſer nützten nichts; ſein letzter Erlaß vom 10. Juni 1603 verlangte unbedingten Gehorſam unter Androhung der Acht . . . . .

So weit war es also gekommen. Rath und Bürgerschaft zitterten nun vor den weiteren Folgen und das allerdings in der Geschichte der nunmehrigen schlesischen Hauptstadt Troppau höchst merkwürdige aber auch höchst trübe Bild der Vorfälle jener traurigen Tage bietet nun eine Reihe von Vorkommnissen, welche zeigen wohin von fremden Hetzern verleitete Unterthanen durch ihre Widersetzlichkeit gegen den angestammten Landesfürsten zuletzt gelangen. —

Der Stadtrath von Troppau erachtete sich vor Allem zur Befolgung des kaiserlichen Befehles verpflichtet und sperrte die genannte Kirche. Aber schon am nächsten Tage fanden sich mehrere fremde Handwerksburschen und Bürger, welche sie wieder mit Gewalt aufsprengten und der protestantische Gottesdienst wurde in derselben wieder abgehalten. Nun erhielt der Landeshauptmann Albrecht Sedlnitzky von Choltitz vom Kaiser den Auftrag alle Landesofficiere und Rechtsbesitzer nach Troppau zu berufen und mit ihnen gemeinschaftlich den Bürgern ihre Widersetzlichkeit zu Gemüthe zu führen. Diese Commission trat wohl zusammen und berief aus jeder Zeche drei Bürger auf das Landhaus; aber ungeachtet dreimaliger Vorladung erschien keiner der Bürger; vielmehr wurde von denselben nun das Zeughaus der Stadt geöffnet, Waffen wurden an alle Wehrfähige vertheilt, die Stadtthore und Thürme besetzt und Hauptleute gewählt — sohin war der bewaffnete Widerstand gegen den Kaiser vorbereitet. Inzwischen war noch der Bischof von Olmütz Cardinal Carl Graf von Dietrichstein in der Stadt erschienen um sein Patronatsrecht auf die Pfarrkirche geltend zu machen; aber der zügellose Pöbel nöthigte ihn rasch die Stadt wieder zu verlassen. Unstreitig war es fremdes Gift das hier thätig war und die Religion zum Deckmantel der Widersetzlichkeit gegen den angestammten Landesfürsten mißbrauchte. Dieß mochte der durch die erwähnten Vor-

gänge hocherzürnte Kaiſer wohl bedenken, indem er bisher Schonung ſtatt Strenge walten ließ. Nunmehr erklärte er aber jene Bürger der Stadt, welche ſich ihm widerſetzten als Landesfriedensſtörer und ſandte einen neuen Unterſuchungsausſchuß nach Troppau, an deſſen Spitze Bartholomäus Freudenthaler von Würben, Herr auf Friedeck und dem freien Gillershof in der Vorſtadt zu Troppau ſtand. Dieſer mahnte ſie mit ſanften Worten zur Ergebung in den Willen des Kaiſers. Die Vorſtände der Stadt erklärten ſich wohl bereit den Willen des Kaiſers zu vollziehen, aber nicht die Bürger, welche auch ohngeachtet ihnen eine achttägige Bedenkzeit gegeben wurde, ihren Sinn nicht änderten. Die kaiſerlichen Commiſſäre ſchritten alſo am 7. Jänner zur Sperrung der Pfarrkirche. Da gab es nun in der Stadt ein großes Wehklagen und der Trotz der Bürger ſchickte ſich an, die Kirche mit Gewalt zu öffnen. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten fühlten ſich jetzt in der Stadt nicht mehr ſicher und begaben ſich nach Hultſchin, wohin ſie für den 12. Jänner auch den Troppauer Stadtrath beriefen, um ihm den Eid des Gehorſams abzunehmen. Er weigerte ſich nicht und leiſtete dieſen Eid gegen Zuſicherung der Religionsfreiheit für die Gemeinde Troppau's. Der Rath ſtellte nun einen Revers aus, durch welchen er im Namen der Stadtgemeinde auf das Recht der Benützung der Pfarrkirche für den proteſtantiſchen Gottesdienſt verzichtete; die Kirche wurde ſonſt geſperrt und die Schlüſſel derſelben wurden der Commiſſion übergeben. Inzwiſchen waren jedoch weitere Befehle des Kaiſer angelangt, in Folge welcher die Commiſſion auch die Sperrung der anderen Kirchen in und außer der Stadt, in denen proteſtantiſcher Gottesdienſt abgehalten wurde und die Wegweiſung der Prädikanten dieſer Confeſſion verlangte, was der Rath auch verfügte. Das gab nun zur neuen Ruheſtörung Veranlaſſung. Die der proteſtantiſchen Confeſſion angehörigen Bewohner der

Stadt fanden sich in den nächsten Tagen in Gruppen auf den öffentlichen Plätzen zusammen, und machten ihrem Unwillen über die Sperrung ihrer Kirchen durch gegenseitiges Klagen und Absingung geistlicher Lieder Luft. Da ertönte plötzlich von der Minoritenkirche herüber das harmonische Geläute der Glocken, welches bereits seit mehreren Wochen eingestellt war. Jetzt gab es kein Halten mehr; unter Heulen und Wehklagen rannte der ganze Haufe der eben beisammenstehenden Protestanten dem Minoritenkloster zu und begehrte von dem ersten Mönche, welcher eben vor der Pforte stand, daß er sogleich die Kanzel besteige und eine Predigt im protestantischen Sinne abhalte. Der geängstigte Priester entwand sich aber mit Mühe dem Haufen, rannte fort und floh auf einem Pferde, das er in der Schnelligkeit fand, auf der Straße gegen Grätz davon. Nun sang die aufgeregte Menge noch einige Kirchenlieder und zog jubelnd und singend auch zur St. Georgs- und Barbarakirche, deren Pforten gleichfalls mit Gewalt gesprengt, und in welcher nun sogleich der Gottesdienst nach protestantischer Weise abgehalten wurde.

Die kaiserliche Generalcommission, welche nun deutlich sah, daß der Friede in der Stadt nicht anders als durch Strenge aufrecht erhalten werden konnte, erklärte diesen neuen Vorgang der gewaltsamen Aufsprengung der Kirche von Seite der Protestanten, als einen Gewaltstreich und Eidesbruch, nachdem der Stadtrath im Namen der Gemeinde den Eid des Gehorsams geleistet hatte. Die Commission ließ sohin jetzt an allen Thoren, an allen Kirchen und öffentlichen Gebäuden eine Publikation anschlagen und diese enthielt mit großen Buchstaben nichts anderes als: die Achtserklärung der Stadt ..... Das war nun allerdings ein sehr trauriger Ausgang der Friedensverhandlungen mit der Stadtvorstehung. Es war diese Achtserklärung unstreitig die Folge der fremden Umtriebe, welche in jener bewegten Zeit der Religionskämpfe

in Deutschland, nicht blos in Schlesien, sondern auch in anderen Gebietstheilen Oesterreichs Unruhen hervorgerufen hatten und deren Folge insbesondere der im sechsten Bändchen dieser Volks- und Jugendschriften geschilderte große Bauernkrieg in Oberösterreich, der Fenstersturz der Statthalterschaft in Prag durch Mathes Thurn und seine Genossen und andere Kämpfe im Namen der mißbrauchten Religion, namentlich in Böhmen, waren. Die eigentlichen Bewohner Troppau's waren dem Kaiser jedenfalls treu ergeben und wurden offenbar nur, wie es in solchen Fällen häufig zu geschehen pflegt, durch fremde Stimmführer unter dem Deckmantel der Religion zu jenem Widerstande gegen die Befehle des Monarchen aufgestachelt, welchen sich die Mehrzahl der Protestanten in der Stadt zu Schulden kommen ließ. Unter den Bürgern der Stadt waren als vorzugsweise Stimmführer der letztern Balthasar Wegner und Wenzl Kornigel bezeichnet. Sie hatten aber als die Ansässigen Troppau's wesentlich jenes Elend zu tragen, welches durch diese Achtserklärung jetzt auf die Stadt hereinbrach. Jetzt begannen nämlich der Handel und die Gewerbe der Stadt still zu stehen, die Vorrechte und Freiheiten derselben waren nun erloschen, das öffentliche Eigenthum, sowie das der einzelnen Bürger war jetzt ohne Schutz, „selbst der Trost der Religion war," wie der Geschichtsbericht über diese Achtserklärung lautet, „den Geächteten versagt, die Kirchen waren verschlossen, die Gesunden ohne Erbauung." — Wohl versuchte der Stadtrath durch Bevollmächtigte bei dem Kaiser in Prag um Aufhebung der „Acht" zu bitten; aber die damaligen kaiserlichen Räthe wußten den Zutritt dieser Deputation bei dem Monarchen zu hindern und ein schriftlicher Erlaß bedeutete der letzteren, daß die weitere Entscheidung in dieser Angelegenheit auf einem Fürstentage in Breslau erfolgen würde. Ueber Bitte der Bürgerschaft Troppau's verwendeten sich auch die Landstände für dieselbe, jedoch vergebens, denn

der Kaiser erklärte: „Die Abtretung der Pfarrkirche und die Entfernung der lutherischen Prädikanten sei verlangt worden, weil das Patronatsrecht über diese Kirche nicht der Stadt, sondern dem Bischofe von Olmütz zustehe; die Achtserklärung sei über die Stadt nach den Gesetzen des Landfriedens, welchen sie gebrochen habe, verhängt worden; die Ausübung der protestantischen Religion sei verboten worden, weil sie auf keinem Rechte gegründet, sondern nur aus Gutwilligkeit bisher geduldet wörden sei, denn der Augsburger Religionsfriede sei nur auf das deutsche Reich beschränkt, wozu Schlesien keineswegs gehöre." Im folgenden Jahre 1605 empfing der Kaiser selbst Gesandte der Stadt Troppau, welche ihm Entschuldigung leisteten und im Namen der Stadt Unterwürfigkeit gelobten, jedoch die Aufhebung der Acht nicht bewirken konhten, weil die nun der Mehrzahl nach dem lutherischen Religionsbekenntnisse ergebenen Bürger Troppau's auf der Belassung ihrer Religionsfreiheit bestanden. Es kam also endlich so weit, daß kaiserliche Kriegsleute in Troppau erschienen, um für die Aufrechthaltung der Acht zu wachen. Die Stadt wurde nun gesperrt und keine Lebensmittel konnten mehr in dieselbe gebracht werden; bald wurden jedoch diese Soldaten aus der Stadt wieder verjagt, jene Bürger, welche zur Nachgiebigkeit mahnten, wurden von den andern mißhandelt, die Kirchen wurden wieder mit Gewalt erbrochen und für den lutherischen Gottesdienst in Besitz genommen. Dies geschah im November des Jahres 1605.

Der Kaiser erkannte also jetzt, daß die unstreitig von fremder Hand geleiteten Bürger Troppau's nur durch ernstliche Maßnahmen dahin gebracht werden konnten, sich seinem Willen zu fügen. Nachdem der Monarch hierauf ein volles Jahr gewartet hatte, befahl er im Frühlinge des Jahres 1607 dem in Ungarn liegenden Geißberg'schen Regimente gegen Troppau vorzurücken, wo dasselbe, wie

das Gerücht lautete, seinen rückständigen Sold erhalten und seine Auflösung erwarten sollte. Aber die Troppauer erkannten wohl, daß es sich nun weniger um die Auflösung dieses Regimentes, als vielmehr um die förmliche Execution der Acht handle, welche noch auf der Stadt lastete. — Da sich die protestantischen Stimmführer der Stadtbevölkerung einmal vorgenommen hatten, ihre Sache auf's Aeußerste zu vertheidigen, so schallte nun auch aus ihrem Munde der laute Ruf: „Zu den Waffen!“ —

Alle Wehrfähigen der Stadt mußten sich nun in Fähnlein reihen, Schwert und Hellebarde wurden geschliffen und Büchse und Drehbasse zum Schuße vorbereitet. Bald stand die ganze Schaar der Streiter auf dem Oberringe in mehrere Fähnlein getheilt, schlagfertig da. Das Commando über dieselben übernahm Abraham von Promnitz, Freiherr auf Pleeß, welcher somit zu ihrem Kriegsobersten erwählt worden war. Am 4. Juni des genannten Jahres 1607 musterte er in Begleitung des Herrn von Nachot die schlagfertige Schaar und fragte sie dreimal: „ob sie ihn als ihren Obersten anerkennen und die Stadt mit Gut und Blut zu vertheidigen entschlossen wären.“ Ein bejahender dreimaliger Schwur der Angesprochenen und zwölf Kanonenschüsse waren die Antwort. So wurde also die Vertheidigung der Stadt vorbereitet; aber ihre Festungswerke waren sehr schadhaft, daher Freiherr von Promnitz und der Herr von Nachot die Bürger auf das Rathhaus riefen und sie zur schleunigen Herstellung der Schanzen und Brustwehren aufforderten. Sie theilten ihnen auch ein Schreiben des Herzogs Carl von Münsterberg, Statthalters der obersten Landeshauptmannschaft mit, worin dieser die Bürger der thätigsten Hilfe aller protestantischen Stände versicherte. Auch der Herr von Nachot als Bevollmächtigter des Markgrafen Georg von Jägerndorf, versprach im Namen des letztern bald mit einer Hilfsschaar in Troppau einzutreffen. Nun ging es

an ein rühriges Arbeiten auf den Mauern und Basteien, auf welchen Büchsen und Doppelhacken, nämlich schwere Feuergewehre mit einem Luntenschlosse, aus denen acht Loth Blei abgeschossen werden konnten, und welche wegen ihrer Schwere bei jedem Schusse durch eine starke Gabel unterstützt werden mußten, aufgestellt wurden. Vor diesen Doppelhacken wurden statt den Schanzkörben, an denen es in der Stadt eben mangelte, alte mit Erde angefüllte Kufen gestellt; beim Ratiborer und Grätzer Thore wurden neue Aufzugsbrücken und Schußgitter angelegt, alle Thore und Thürme wurden mit Wachen besetzt, an allen Ecken der Stadtmauern wurden Pechkränze aufgehängt und zwei erfahrene Büchsenmeister wurden zur Leitung dieser Verschanzungen besonders aufgenommen. Somit war die Stadt in Vertheidigungsstand gesetzt und die Leiter dieses bewaffneten Widerstandes erwarteten nun wohlgerüstet den Anmarsch der kaiserlichen Soldaten.

Oberst Friedrich von Geißberg stand bereits mit seinem Regimente bei der dem Herzoge von Münsterberg gehörigen Stadt Hof in Mähren, welche er nach einigem Widerstande einnahm und besetzte. Von dort marschirte er mit seinem Regimente gegen Fulnek, Zauchtel, Kuhnewald und Bodenstadt endlich vor Neutitschein, welche Stadt er mit Gewalt nahm, worauf er jedoch in dem in der Nähe gelegenen Dorfe Schönau sein Lager schlug und es mit einer Wagenburg einschloß.

Inzwischen hatten sich die Stände des Fürstenthums Troppau am 19. Juni zu Hultschin versammelt und die Vertheidigung der Stadt Troppau gegen das anrückende Geißberg'sche Regiment beschlossen, auch diesen Beschluß dem Kaiser und dem Obersten Geißberg bekannt gegeben, obwohl ihnen der besonnene Landeshauptmann Berthold von Krawař davon angelegentlich abrieth und vorstellte, welche Folgen diese Widersetzlichkeit gegen den Monarchen haben werde.

In Troppau wurde aber mit raſtloſer Geſchäftigkeit an der Befeſtigung der Stadt fortgearbeitet, beim Ratiborer Thor ein neuer Laufgraben gemacht, und zur Verſtärkung der Beſatzung ein Fähnlein von 200 fremden Lanzenknechten für einen Monat in Sold genommen, als deren Hauptmann, der Bürger Sebaſtian Kornberger und als Fähnrich Herr von Schreibersdorf ernannt wurden. Am 7. Juli verſammelten ſich die Geſammtſtände Schleſiens auf einem Fürſtentage zu Breslau und beſchloſſen die ihnen vom Kaiſer ſelbſt bewilligte Defenſionsordnung nunmehr gegen die fremden Truppen, wie ſie das kaiſerliche Regiment des Oberſten Geißberg nannten, zu benützen. Auch verſprachen ſie den Troppauern als Hilfstruppen 2000 Reiter und 1600 Fußgänger. Da ließ ihnen der Kaiſer durch den Biſchof Johann von Breslau erklären: „Er habe ihnen die Defenſionsordnung nur für die Bekämpfung der Türken, nimmer jedoch gegen ſeine eigenen Truppen bewilligt; er warnte ſie, ſich nicht als Friedensſtörer zu zeigen und die Widerſetzlichkeit der Troppauer gegen ihn zu unterſtützen. Auf ſeinen Befehl mußte auch der Landeshauptmann Berthold von Krawař den Bürgern von Troppau die Folgen vorſtellen, welchen ſie ſich und ihre Kinder durch ihren längeren Widerſtand gegen ihren Monarchen ausſetzen würden. Berthold von Krawař ſprach zu ihnen mit großer Wärme und Beredtſamkeit, er mahnte ſie, ſich dem Willen ihres rechtmäßigen Monarchen zu fügen und dem Geißberg'ſchen Regimente den Einzug in die Stadt nicht zu verwehren.

Der genannte Berthold von Krawař war ein Sproße jenes mächtigen böhmiſch-mähriſchen Geſchlechtes, welches nach dem Stammſitze Krawarn bei Troppau ſo genannt, ſchon im zwölften Jahrhundert auftauchte und einſt den Kern der ſogenannten „eiſernen Barone Mährens" bildete. Der eigentliche Gründer ihrer Macht und ihres Anſehens war Wok von Krawař, welcher der Gemahl einer Tochter

des berühmten Böhmenkönigs Přemysl Ottokar II. wurde und unter anderen Ortschaften auch Wokstadt, nunmehr Wagstadt in Schlesien, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begründete. Eine alte Volkssage knüpft den Ursprung der Krawaře an die im Oder-Kuhländchen emporragende Burg Alt-Titschein. Auf dieser Burg hauste einst, wie diese Sage berichtet, ein tapferer Ritter, dessen zwei Söhne bereits in Schlachten ihr junges Leben verloren hatten. Seine einzige Freude war seine ihm noch gebliebene Tochter, die liebliche Agathe, welche schön von Angesicht und stark und kräftig gleich einem jungen kampfestüchtigen Manne, nicht blos die häusliche Wirthschaft leitete, sondern auch den Speer und das Schwert zu handhaben verstand, ganz besonders aber erfreut war, wenn sie an der Seite des geliebten Vaters in den Hochforst hinausjagen und mit Bär und Eber den Kampf beginnen konnte. Da pflegte dann die schöne Agathe mit Armbrust und Jagdlanze auf einer flinken Schecke dem Jagdgefolge des Vaters voranzureiten und wollte stets die erste sein, welche dem heranstürmenden Wildbären ihren Speer entgegenwarf. So stand sie an einem schönen Herbstmorgen auf dem Söller der Burg mit dem golddurchwirkten grünen Jagdrocke angethan und wollte eben die Armbrust ergreifen, um mit dem Gefolge des Vaters in den Forst hinauszuziehen. Da trat ihr aber an der Treppe des Söllers ein armes Bauernweib entgegen, von dessen todtenbleichem Antlitze heiße Thränen herabrollten. Die arme Frau erzählte dem jagdlustigen Burgfräulein, daß sie Mutter eines lieblichen kaum sechs Monate alten Knäbleins sei, welches noch vor wenigen Stunden vor der Waldhütte, wo sie wohne, in der Wiege gelegen, nur einen Augenblick von der Mutter unbeachtet gelassen, plötzlich aber von einem aus dem Dickicht hervorstürzenden Wildbären aus der Wiege gerissen und in den Forst hinausgeschleppt worden sei. Wieder laut auf-

jammernd bat die arme Mutter nun händeringend um ſchleunige Abſendung einiger Jäger der Burg, damit, wenn es noch möglich, das Kind aus den Klauen des Bären gerettet werde. Tief erſchüttert von dem Schmerze der unglücklichen Mutter, erklärte das ſchöne Ritterfräulein augenblicklich, ſelbſt in den Wald hinausjagen und das von dem Wildbären geraubte Kind aufſuchen zu wollen. Dieſen Entſchluß theilte Agatha auch ſogleich dem nun herantretenden Vater mit, der, ihren Starkmuth kennend, ihr dieſen Jagdritt nicht verwehrte und ihr nun vier ſeiner verläßlichſten Knappen mitgab, worauf das muthige Fräulein mit der jammernden Mutter des vom Wildbären geraubten Kindes gegen den Wald zutrabte und dort, vom Roſſe ſpringend, mit vorgeſtreckter Jagdlanze die Spur des Wildbären aufſuchte. Bald kam ſie zur wildbrauſenden Titſch, und als ſie jetzt einen kleinen Hügel emporſtieg, trug der Wind aus dem nahen Gebüſche die ſchwachen Töne eines kläglichen Wimmerns herüber. Die Mutter des geraubten Kindes ſchrie ſogleich auf, daß dies die Klagelaute ihres vom Wildbären fortgetragenen Knäbleins ſeien. Noch hatte die arme Mutter nicht dieſe Worte ausgerufen, als plötzlich der Wildbär aus dem Dickicht hervorbrach und wüthend auf das ſchöne Ritterfräulein losſtürzte. Jetzt war die Jungfrau verloren — doch nein! in demſelben Augenblicke ſtürzte der Bär von einem heranfliegenden ſcharfen Pfeile in's Auge getroffen nieder, ohne ſich wieder zu erheben und die Jungfrau war gerettet. Sie warf ihre Blicke auf die Seite, woher der Pfeil geflogen kam, durch welchen ſie gerettet worden war. Dort ſtand unter einer himmelhohen Eiche ein ſchlanker Jüngling im einfachen grauen Röcklein eines Hirten mit der Armbruſt in der Hand, von welcher er ſoeben den rettenden Pfeil abgeſchoſſen hatte. Sein ſchönes, vom ſchwarzen Lockenhaare umwalltes Antlitz ſtrahlte voll Muth und Freude über ſein Rettungswerk. Jetzt trat er der

Jungfrau entgegen, begrüßte ſie mit der Neigung ſeines Hauptes und ſie reichte ihm freundlich dankend die Hand und in nächſter Minute ſtürzte auch die arme Mutter des von dem Wildbären geraubten Kindes mit ihrem Knäblein, heißen Dank weinend, zu ſeinen Füßen, denn ſie war gleich nach dem Sturze des Bären in's Gebüſch gedrungen, hatte dort ihr Knäblein noch lebend vor einer Höhle, in welcher der Bär gehauſt hatte, gefunden und hielt es jetzt frohlockend in ihren Armen. Nun gab es noch ein weiteres Danken und Fragen und der junge Retter mit der Armbruſt theilte jetzt der ſchönen Jungfrau mit, daß er der einzige Sohn einer armen Hegerswitwe in dieſer Gegend ſei und bei einem Verwandten als Kuhhirt (Krawař) diene. Nun zog der junge Retter mit der geretteten Jungfrau und der ihr Kind wieder im warmen Mutterarme tragenden Hegerswitwe in die Burg ein, wo Alle von dem Vater der ſchönen Agatha freudigſt empfangen wurden und der alte Ritter den jungen Kuhhirten tiefgerührt in ſeine Arme ſchloß und ihm erklärte, daß dieſer als der Retter der geliebten Tochter des Ritters das Schloß nicht mehr verlaſſen dürfe, denn für ihn und ſeine Mutter, die arme Hegerswitwe, werde der Ritter fortan ſorgen. So geſchah es auch. Der junge Kuhhirt wurde von dem dankbaren Vater Agatha's nun an Sohnes Statt angenommen und verblieb fortan im Schloſſe. Der Burgherr ließ ihn in allen ritterlichen Künſten unterrichten und als er ſich auch von ſeinem guten Herzen und ſeinen reinen Sitten überzeugt hatte, legte er eines Tages nach dem Wunſche der ſchönen Agatha die Hand des Fräuleins in die des jungen Mannes. Der muthige Kuhhirt wurde alſo Eidam des Ritters, erbte ſpäter die Burg desſelben, aber behielt zur Erinnerung an ſeine niedere Abkunft als Kuhhirte den Namen Krawař, und ſein Wappen enthielt fortan den Bogen und Pfeil zum Andenken der durch ihn vollbrachten Rettung ſeiner nunmehrigen jungen Gemahlin.

So entstand also der Sage nach das Wappen der in der Geschichte Schlesiens vielgenannten Familie der Herrn von Krawař, und einer der edelsten Abkömmlinge derselben war der genannte Landeshauptmann Berthold von Krawař, welcher also, wie oben bemerkt, den Bürgern von Troppau in einer warmen und eindringlichen Ansprache vorstellte, welcher Gefahr sie sich aussetzten, indem sie dem Willen des Kaisers entgegen, dem Regimente des Oberst Geißberg den Einmarsch in die Stadt nicht gestatten wollten. Ihm zur Seite standen auch die dem Kaiser treu ergebenen Edelleute, Johann Konstantin von Krawař auf Wüstpohlom, Hrabin und Smolkau, Schebor Pralchma von Bilkau und Stauding und Karl Praschma von Bilkau auf Wagstadt und Rübnik, welche gleichfalls den Bürgern gütlich zuredeten, dem Befehle des Kaisers zu entsprechen. Aber alles war vergebens; die von fremden Stimmführern sichtlich beeinflußten Bürger schworen auf dem Rathhause von Neuem die Stadt auf's äußerste zu vertheidigen und ließen nun schwere Geschütze beim Grätzer und Jakterthore aufführen. Auch ein Schreiben, in welchem Oberst Friedrich von Geißberg von Radun aus den Bürgern erklärte, er wolle sein Regiment nach Troppau nur führen, um dort die Auszahlung des rückständigen Soldes seiner Soldaten und die sofortige Entlassung derselben zu erwarten und seine Bemerkung, daß er selbst Protestant sei, Niemanden in Troppau in seinem Thun und Lassen beirren, strenge Mannszucht in seinem Regimente einhalten und dieses nicht blos auf Kosten der Stadt, sondern des ganzen Herzogthums Schlesien verpflegen werde, vermochte nicht die Bürger willfähriger zu machen. Sie entschuldigten sich, daß die Stadt in Folge des Beschlusses am Fürstentage zu Breslau keine fremden Truppen aufnehmen dürfe. Dieselbe Erklärung machte der Amtsbürgermeister Johann Thamm später dem bei ihm erschienenen Quartiermeister des Geißberg'schen Regimentes.

Nun kam es also zum förmlichen Kampfe. Bald standen die mit Rappieren, Tartschen und Feuergewehren bewaffneten Fähnlein der Bürger und die Lanzenknechte, zu deren Verstärkung Oberstlieutenant von Boserter von Katscher aus 1000 Reiter zu Hilfe gesandt hatte, auf den Wällen der Stadt dem Oberst Geißberg gegenüber, dessen Soldaten sie mit Schüssen empfingen. Vergebens waren die weiteren gütlichen Abmahnungen, welche der gefühlvolle Oberst noch an die vor das Grätzer Thor berufenen Abgeordneten der Stadt richtete, und so begann nun nach dem 23. August die förmliche Belagerung der Stadt.

Bevor Oberst Geißberg zum förmlichen Angriffe gegen die Stadtmauern schritt, wandte er sich in seiner Großherzigkeit noch an die Stände des Fürstenthums und verlangte von Seite derselben die Abmahnung der Bürger von diesem Widerstande, unter denen, wie er bestimmt wußte, thatsächlich Zerwürfnisse walteten, indem nur ein Theil derselben, vom fremden Gifte berührt, zum Widerstande entschlossen, der andere Theil aber bereit war, sich dem Befehle des Monarchen zu fügen. Die Landstände sahen deutlich, wie gut es der Oberst meine; sie hielten daher am 20. August mit ihrem neuen Landeshauptmanne Felician von Mosch zu Hultschin eine Berathung, deren Ergebniß war, daß sie gegen die Einquartierung des Geißberg'schen Regimentes in Troppau und in der Umgegend nichts mehr einwendeten, ja sogar zum Unterhalte desselben 6000 Thaler aus Landesmitteln zu zahlen versprachen. Dieser Beschluß wurde auch dem Stadtrathe in Troppau mitgetheilt, fruchtete aber nichts; denn die fremden Rädelsführer des bewaffneten Widerstandes stachelten die Bürger immer weiter zu demselben auf.

So erschallte nun nach dem 23. August die Sturmglocke der Stadt und, vor Kampflust brennend, machten die Bürger, als Geißberg noch immer mit dem Angriffe zögerte, sogleich selbst einen Ausfall auf ihn, der aber

von ſeinen Soldaten auch ſogleich zurückgeſchlagen wurde. Nun ſchallte es in den Reihen der Krieger des Geißbergiſchen Regimentes: „zum Sturm! zum Sturm!“ — Der Oberſt aber trat ihnen mit der beſtimmten Erklärung entgegen, daß er jeden niederſchießen laſſen werde, der ſich zum Sturm anſchicke; er hoffte die Stadt durch Aushungerung zu bezwingen, denn ſeine Soldaten hatten bereits den Brunnen und Gräben den Zufluß des Waſſers abgegraben, viele Feldfrüchte der Umgegend in Beſchlag genommen und alle Lebensmitteln, welche die Bauern der Umgegend in die Stadt führen wollten, abgefangen. So ſtieg alſo die Noth in der Stadt täglich mehr; durch die Kugeln, welche die Soldaten Geißberg's allmälig hineinfliegen ließen, geriethen Häuſer in Flammen und wurden Bewohner und Vertheidiger der Stadt getödtet oder verwundet und von den gedungenen Lanzenknechten, einem rohen Volke, wurde manche Gewaltthat verübt; auch trieb ſich bereits herrenloſes Geſindel in der Stadt herum, welches die Belagerungsnoth derſelben zum Diebſtahle ausbeutete. Da mußten nun auch jene Bürger, welche mit dem bewaffneten Widerſtande gegen die Soldaten des Kaiſers nicht einverſtanden waren, gar Viel leiden. Endlich brachen in der belagerten Stadt, um das Elend derſelben zu erſchöpfen, ſogar Seuchen aus. Oberſt von Geißberg mahnte die Bürger der Stadt wiederholt mit den annehmbarſten Anträgen zur Uebergabe der Stadt, aber weder ſeine Worte, noch ein Schreiben des Biſchofs Johann von Breslau, nicht einmal das Mahnwort ihres eigenen lutheriſchen Predigers Langer, noch auch die Bitten und Thränen ihrer Weiber und Kinder vermochten ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da war es insbeſondere der Oberſtlieutenant im Geißberg'ſchen Regiment, Jonas von Schlieben, ein Proteſtant, welcher mit einem eigenen Schreiben an die Stadtgemeinde, derſelben ſagte: „er, ſowie ſein Oberſt, Friedrich von Geißberg und die

Mehrzahl der Officiere des Regimentes seien Protestanten; sie seien daher nicht gekommen, ihre eigene Religion zu bekämpfen, sondern wollten dieselbe überall beschützen und vertheidigen.“ Dieses Schreiben, in Verbindung mit neuerlichen Mahnungen von Seite des Stadtrathes brachte es nun dahin, daß die Bürger sich endlich zur Unterhandlung bereit erklärten. Vorerst wollten sie sich hierüber noch mit dem Markgrafen von Jägerndorf und mit den Troppauer Landständen in Hultschin berathen; aber der Erstere hörte sie nicht mehr an, und die Landstände riethen ihnen, unter jeder Bedingung dem Geißberg'schen Regimente den Einzug in die Stadt zu gestatten. So kam es nun im sogenannten Giller'schen Hofe in der Grätzer Vorstadt zwischen den Bevollmächtigten der Bürgerschaft vor dem Obersten von Geißberg und den kaiserlichen Commissären zur Verhandlung. Die Bürger stellten als Bedingungen der Uebergabe der Stadt das Versprechen: „daß nur ein Theil des Geißberg'schen Regimentes in die Stadt und ihre Vorstädte, der andere aber auf das Land verlegt werde; daß die Verpflegung der Soldaten Geißberg's nicht der Bürgerschaft zur Last falle und daß die etwa von letzteren bei den Bürgern gemachten Schulden ihnen sogleich vom Solde abgezogen werden sollten, den fremden Lanzenknechten aber der Abzug sogleich freistehe; endlich daß, als wichtigste dieser Bedingungen, die Bürger von Troppau im ungestörten Besitze ihrer Religion und ihrer Kirche zu verbleiben hätten.“

Oberst Friedrich von Geißberg gestand sogleich alle diese Bedingungen bereitwilligst zu. Ob er berechtigt war, ohne besondere Bewilligung des Kaisers, den Bürgern Troppau's auch die fernere Ausübung ihrer lutherischen Religion und den Gebrauch ihrer Kirchen hiefür zu bewilligen, ist sehr zweifelhaft; aber Geißberg war, wie bemerkt, selbst Protestant und sah offenbar nicht so weit, wie der Kaiser, welchem wohl lange schon bekannt war,

daß in jenen heißen Tagen der immer heftiger entbrennenden Religionskämpfe in Deutschland, von den fremden Hetzern und Wühlern im Herzen seiner Staaten die Religion vielfach nur als Deckmantel politischer Umtriebe mißbraucht und auf diese Weise dem Werke des Friedens, welches die damaligen Regenten Oesterreichs in ihren Ländern zu fördern suchten, im Interesse fremder Fürsten entgegengewirkt wurde. Oberst von Geißberg handelte also in seiner Gutmüthigkeit ziemlich vorschnell, als er den Bürgern Troppau's auch die Erfüllung dieser letzten Bedingung ohne allem weiteren Beisatz so ganz unbedingt zusagte. — Die Thore der Stadt schlossen sich nun auf, die Feldstücke verschwanden von den Wällen, die Lanzenknechte zogen größtentheils ab und das Geißberg'sche Regiment zog ruhig bei dem Klange seiner Feldmusik mit seinen Fähnlein am 22. September Mittags in Troppau ein, erhielt aber von dem Oberst den strengsten Befehl zur Herhaltung der Disciplin, so daß den Soldaten alle Excesse und Schlägereien bei Todesstrafe untersagt und ihnen die Stunde von sechs Uhr Abends als die Zeit, um welche sich jeder täglich in seinem Quartier einfinden mußte, vorgezeichnet wurde. Der Oberst hielt diese militärische Disciplin so streng, daß er z. B. einen Soldaten, welcher das aus einem Bäckerladen der Stadt genommene Brod mit Füßen getreten und in einen Rinnsal geworfen hatte, sogleich auf dem Niederringe enthaupten ließ, wobei jedoch die Kameraden dieses Soldaten den Scharfrichter, weil er den Verurtheilten nicht gut traf, sondern mit dem Richtschwerte anfänglich nur verstümmelte, hierüber wüthend in Stücke hauten. Auch der Rath der Stadt sorgte jetzt für eine bessere Ordnung in derselben und ließ, da viele von den entlassenen Lanzenknechten in der Stadt zurückgeblieben waren und sich mit anderem Gesindel Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger erlaubten, ja sogar an einigen Plätzen Feuer legten, Schnellgalgen

am Ober- und Niederringe errichten und die Rädelsführer solcher Vorgänge und andere Ruhestörer, unter denen z. B. ein Garkoch, ein Schwertfeger, ein Barbier und ein Binder befindlich waren, durch den Stadtvogt zur weitern Verurtheilung in die „Bären" oder finstern Stadtgefängnisse abführen. Jetzt erwartete man in Troppau die allmälige Auflösung des Geißberg'schen Regimentes, dessen Soldaten bereits zu murren anfingen, weil sie ihren Sold nicht erhielten.

Nun kamen aber die Tage der höchsten Bedrängniß für die Stadt. Im Beginne des Traubenmonates erschienen plötzlich die kaiserlichen Bevollmächtigten Ferdinand von Dohna und Graf Lateran mit andern Begleitern und verlangten abermals die Sperrung aller Kirchen, in welchen nunmehr der protestantische Gottesdienst abgehalten wurde, welchem Begehren sich auch der Stadrath fügte, indem er den genannten Bevollmächtigten die Schlüssel der Kirchen überreichte. Zur vollen Herstellung der Ordnung mußten die Bürger nunmehr die Waffen ablegen, welche in das Zeughaus im Schlosse abgegeben wurden. Da sich nun wirklich herausstellte, daß bei allen diesen Vorgängen in der Stadt besondere Rädelsführer thätig gewesen waren, wurden manche derselben verhaftet, während zweiundzwanzig sich bereits geflüchtet hatten und viele von ihnen erst später eingebracht wurden.

Es gab nun viele Verhaftungen von Bürgern und zur Vermehrung des Jammers in der Stadt brach jetzt auch die Pest aus, welche viele der Bewohner hinraffte. So kam das neue Jahr 1608 heran und mit demselben neues Elend in die Stadt. Da gab es nun insbesondere stürmische Auftritte mit den Soldaten des Geißberg'schen Regimentes, welche noch immer nicht ihren rückständigen Sold erhalten hatten, daher die armen Bürger vielfach belästigten und in roher Weise mißhandelten, wodurch blutige Auftritte entstanden, bei denen selbst einige Soldaten von den Bürgern niedergehauen wurden. Oberst

Geißberg hatte nicht die Mittel hiezu; er wollte auf eigene Kosten ein Anlehen von 2000 fl. zu diesem Zwecke bei der Bäckerzunft machen, welche ihm dasselbe jedoch nicht geben konnte; und die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten, daß diese Soldzahlung den gesammten Landständen zukomme und daß zur Bestimmung ihrer Beiträge für den 26. October ein Fürstentag nach Ratibor ausgeschrieben sei. Aber die Soldaten des Geißberg'schen Regimentes wollten bis dahin nicht warten. Sie vergaßen sich soweit, sich an der Person des kaiserlichen Bevollmächtigten Grafen von Lateran thatsächlich zu vergreifen, packten ihn in seiner Wohnung und zwangen ihn, mit ihnen auf den Oberring zu gehen, wo sie um ihn einen Kreis schloßen und ihm in brutaler Weise ihre leeren Säcke in's Gesicht schlugen, ihn beschimpften und von ihm ihre Auszahlung und die Auflösung des Regimentes verlangten. Erst als ihnen der Graf Alles versprach, was sie verlangten, ließen sie ihn frei. Als aber zehn Tage verstrichen waren und die Auszahlung des rückständigen Soldes noch immer nicht erfolgte, da wurde von den erbitterten Soldaten auch der Landeshauptmann Mosch selbst am 25. Juni in ähnlicher Weise mißhandelt und selbst die Officiere wollten sich jetzt nicht mehr fügen und begaben sich an der Spitze einer Truppe ihrer Soldaten am 28. Jänner auf das Schloß, wo sie von den kaiserlichen Bevollmächtigten ihre Entlassung und den rückständigen Sold verlangten. Der Erste unter den kaiserlichen Bevollmächtigten, Ferdinand von Dohna beruhigte sie mit der bestimmten und feierlichen Zusage: daß die Auflösung des Regimentes zuverlässig nach fünf Wochen erfolgen und daß ihnen ihre Gebühren inzwischen pünktlich ausgezahlt werden würden. Ueber ihr Verlangen bestätigte er ihnen diese Zusage auch schriftlich mit seiner Namensunterschrift und seinem Siegel. Jetzt begann aber die beharrliche Thätigkeit der kaiserlichen Bevollmächtigten zur Wieder-

herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes in der Stadt. Die proteſtantiſchen Lehrer mußten die Schlüſſel zu ihren nunmehr geſperrten Schulen an den Bürgermeiſter Hans Thamm abliefern und die beiden proteſtantiſchen Prediger Georg Langer und Johann Eiſing mußten die Stadt verlaſſen. Auch wurde aus der Hauptkirche Alles was zur Feier des proteſtantiſchen Gottesdienſtes gehörte, abgeſchafft. Dagegen hielt in derſelben am Mariä-Lichtmeß-Feiertage ein vom Olmützer Biſchof ernannter Pfarrer bei dem Geläute der Glocken und dem Schalle der Trompeten und Pauken, begleitet von dem biſchöflichen Legaten, den kaiſerlichen Bevollmächtigten, dem Landeshauptmann, dem Oberſten von Geißberg und deſſen Officieren, welche alle brennende Kerzen trugen, den feierlichen Einzug in der Kirche, welche nach Abhaltung eines Hochamtes und einer Predigt wieder für den katholiſchen Gottesdienſt feierlich eingeweiht wurde, worauf ein Feſtmal im Pfarrhofe ſtattfand. Aber die Stimmung der meiſten Bürger in der Stadt war dieſer Feierlichkeit entgegen. Es iſt ein bekanntes Wahrwort: daß der Menſch nach dem, was ihm unterſagt wird, am begierigſten greift. So auch hier; die damaligen Bürger Troppau's waren der Mehrzahl nach bereits der lutheriſchen Lehre zugethan und ſo waren es nur wenige von ihnen, welche ſich dem erwähnten Feſtzuge anſchloßen; ſelbſt der Bürgermeiſter Hanns Thamm zog ſich zurück und als ſechs Tage ſpäter auch die St. Georgskirche für den katholiſchen Gottesdienſt wieder geöffnet und eingeweiht wurde und die kaiſerlichen Bevollmächtigten den Gegenvorſtellungen der lutheriſchen Bürger der Stadt kein Gehör ſchenkten, da gab es wieder Tumult in derſelben, bei welchem ſogar mehrere Soldaten des Geißberg'ſchen Regimentes getödtet wurden. Der vorzüglichſte Rädelsführer dieſes neuerlichen Aufſtandes war der Bürger Michael Pruske und der neue Auflauf in der Stadt artete ſo blutig aus, daß ein Koch ſogar einem Soldaten

des Geißbergschen Regimentes auf martervolle Weise den Kopfabhieb. Da mußten nun die kaiserlichen Bevollmächtigten den strengsten Ernst zeigen, sonst waren sie ihres eigenen Lebens nicht mehr sicher. Der genannte Bürger Pruske, welcher jedem Zuspruch des katholischen Pfarrers spottete, und der erwähnte Koch, welcher den Soldaten getödtet hatte, wurden auf dem Oberringe öffentlich enthauptet, der Bürgermeister Hanns Thamm und der Stadtschreiber Bernard Martin wurden in Eisen gelegt, dem zweiten Bürgermeister Johann Krause wurden seine Papiere versiegelt, noch andere Bürger wurden verhaftet. Die ganze Gemeinde wurde dann auf das Schloß berufen und schwor vor den kaiserlichen Bevollmächtigten keinen solchen Aufstand mehr zu erregen. Dann wurde ein neuer Stadtrath ernannt, welchem die strengste Aufgabe ward, fortan für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu wachen. Hierauf erfolgte die Wiedereröffnung der Schulen nach katholischer Weise. So war also die Ruhe und Ordnung in der Stadt wieder hergestellt und die kaiserlichen Bevollmächtigten gingen nach Prag ab, um dem Monarchen über das Verfügte zu berichten und nunmehr die Auflösung des Geißberg'schen Regimentes zu erwirken.

In diesem Regimente begann aber die Disciplin jetzt in ärgster Weise zu verschwinden. Da die Auflösung desselben und die Auszahlung des rückständigen Soldes bei der durch den Krieg eingetretenen großen Erschöpfung der Staatskasse bisher nicht erfolgen konnte, begannen die rohen Soldaten nunmehr selbst gegen ihren von allen Parteien so hochgeachteten Oberst Friedrich von Geißberg zu wüthen und demselben sogar Gewalt anzuthun, indem sie ihn eines Tages auf die Hauptwache schleppten und ihn unter argen Drohungen aufforderten, die in den umliegenden Dörfern nächst der Stadt bequartierten Soldaten seines Regimentes, zehn Fähnlein stark, sofort in die Stadt zu ziehen. Es kam zu argen, selbst

blutigen Auftritten, bis endlich die Auszahlung und Auflösung des Geißberg'schen Regimentes und der vom Lande in die Stadt gezogenen zehn Fähnlein erfolgte.

So ging nun die große Trauerzeit für Troppau vorüber und Ruhe und erneute Gewerbsthätigkeit kehrte in die Stadt wieder ein. Bekanntlich erhielten die protestantischen Unterthanen in Böhmen am 2. August des Jahres 1609 durch einen Majestätsbrief des Kaisers Rudolf die Zusicherung der Religionsfreiheit und Aehnliches strebten nun auch die Troppauer an. Sie erlangten auch wirklich, daß der Kaiser am 6. November des Jahres 1609 dem Landeshauptmanne Salomon Mosch von Bittendorf befahl, den Bürgern Troppau's, welche das augsburgische Religionsbekenntniß angenommen hatten, die Kirche zu St. Georg für ihren Gottesdienst einzuräumen und ihnen auch das dazu gehörige Schulgebäude zur Benützung zu überlassen, wobei ihnen jedoch die strenge Warnung ertheilt wurde: „die Katholiken in ihrem Gottesdienste nicht zu stören." Es scheint somit allerdings von Seite der lutherischen Bewohner Troppau's gegenüber den Katholiken die Ruhe in der Stadt nicht gehörig hergehalten worden zu sein. Nun folgte aber das in der Geschichte Oesterreichs in so trauriger Erinnerung stehende Zerwürfniß des Kaisers Rudolf mit seinem Bruder Mathias. Als letzterer die Regierung Böhmens übernahm und zur Huldigung auch nach Breslau kam, erschienen bei ihm Abgeordnete der Troppauer Bürgerschaft und baten um die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit und die Aufhebung der über die Stadt verhängten Acht. Kaiser Mathias versprach ihnen ihre Bitte von Prag aus zu gewähren und als ihm hierauf die Troppauer Stände in Freudenthal ihre Huldigung leisteten, bevollmächtigte der Monarch den Landeshauptmann auch den Troppauer Bürgern den Eid der Treue abzunehmen, was am 26. October im Rathhause in feierlicher Weise geschah. Hierauf erfolgte

der Befehl des Kaisers an den Landeshauptmann, wornach die Stadt in Folge des am 14. Dezember gefaßten Beschlußes des Monarchen in dessen Namen von der Acht freigesprochen und die Abnahme aller wo immer angeschlagenen Achtsmandate angeordnet wurde. Den Bürgern Troppau's wurden nun alle ihre Stadtprivilegien wieder bestätigt und ihre Waffen zurückgegeben.

So war nun diese Periode der Trauer und des Elendes für die Stadt Troppau abgelaufen und Friede und Wohlstand kehrte wieder in dieselbe ein.

Nun begann aber die für Deutschland so traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Ein schönes und erhebendes Lichtbild der edelsten Treue und aufrichtigsten Ergebenheit für das angestammte hocherlauchte Kaiserhaus Habsburg findet sich in der Geschichte Schlesiens aus dieser Zeit des durch drei Jahrzehende andauernden Krieges in Deutschland in der Person des wahrhaft edlen und gesinnungstüchtigen Fürsten Carl von Liechtenstein, welcher am 26. Dezember 1613 als Herzog von Troppau belehnt worden war.

In Böhmen war es nämlich, wie die Landesgeschichte jener traurigen Zeit vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges erzählt, unter dem falschen Schilde der mißbrauchten Religion zur offenen Empörung gegen das angestammte Regentenhaus gekommen; der Churfürst Friedrich von der Pfalz war von den Empörern zum Könige von Böhmen gewählt und gekrönt worden; er hatte sich im Verlaufe seiner Bemühungen seinen neuen usurpirten Thron zu befestigen aufgemacht, um auch die Huldigung der mährischen und schlesischen Stände entgegenzunehmen. Leider war es in jener traurigen Zeit der immer mehr hervortretenden politischen Parteiungen ohne Zweifel durch den Einfluß einzelner Stimmführer im Lande dahingekommen, daß auch die Landeszusammenkunft in Troppau vom 20. bis 23. Jänner 1620 der Con-

föderation der böhmischen Länder beitrat, sich somit die Landstände des Fürstenthums für Friedrich von der Pfalz aussprachen. Dieser kam am 27. Februar desselben Jahres nach Breslau, wo er die Huldigung der Fürsten und Stände entgegennahm. Da kam es nun allerdings soweit, daß einzelne Fürsten, unter denen auch Johann Georg von Jägerndorf war, dem Pfalzgrafen Treue gelobten und diesen Usurpator, als er auf seiner Rückfahrt von Breslau Freudenthal berührte, mit Heinrich von Würben an ihrer Spitze feierlich begrüßten und ihm den Handschlag als Huldigung leisteten.

Aber da stand, gleich einem unerschütterlichen Felsen im tobenden Meeressturme, wie ein ritterlicher Held der Vorzeit, Fürst Carl von Liechtenstein mannhaft und ungebeugt den Drängern gegenüber, welche ihm zumutheten, auch zur Fahne des Pfälzers zu schwören. Wiederholt wurde er von ihnen aufgefordert, den Eid auf die Conföderation der böhmischen Länder „zur künftigen besseren Erhaltung der Religions- und profanen Freiheiten und Privilegien" zu leisten, — aber er erklärte, klug ausweichend, anfänglich: er sei erkrankt und könne eine so weite Reise nicht unternehmen; dann aber drängte ihn sein ehrlicher Sinn ganz offen zu sprechen, er griff zur Feder und schrieb an die mährischen Stände: „er könne nun und nimmer ohne Verletzung seines Gewissens zur Consöderation schwören; er wolle treu und fest zu seinem Kaiser halten und lieber das Land verlassen, als diesem untreu werden; er bitte daher um die Erlaubniß, seine Güter in Mähren verkaufen zu dürfen." — So kam es nun, daß dieser mannhafte und gesinnungstüchtige Fürst freudig sein Hab und Gut opferte um in diesen ernsten Tagen die Treue für den Kaiser als seinen Lehnsherrn zu bewahren. Nachdem er also dem Huldigungsakte der Fürsten und Stände Schlesiens bei des Pfalzgrafen Anwesenheit in Breslau nicht beigewohnt hatte, so erklärte

das Dekret der Fürsten und Stände vom 29. Mai 1620, weil er, wie sie betonten, „die ganze Zeit über und bisher ungescheut bei dieser Länder Feinden gehalten und denselben unzweifentlich in viel Wege mit Rath und That beigewohnt hatte," ihn aller in Schlesien innegehabten Standesgerechtigkeiten und aller seiner Güter und Besitzungen für verlustig, welch' letztere zu Handen der Fürsten und Stände zu ziehen seien." — So war nun Carl Fürst von Liechtenstein seiner Herzogswürde in Troppau entsetzt. Der weitere Verlauf des Raubes der böhmischen Krone durch den nun sogenannten „Winterkönig" Friedrich von der Pfalz, ist genugsam bekannt. Schon im Jahre 1620 brachen die Kosaken aus Polen in Schlesien ein, im Lager der böhmischen Conföderirten trat Zersplitterung ein, ihre Zerfahrenheit stieg mit jedem Tage, auch die Verwirrung in den leitenden Kreisen Schlesiens, welche, wie ein vaterländischer Geschichtsforscher sagt, „gegen ihre bessere Ueberzeugung auf die abschüssige Bahn der Revolution gedrängt worden waren," war maßlos; es fehlte eine Persönlichkeit, die mit scharfem politischen Blicke, mit rücksichtsloser Thatkraft, mit glühendem Enthusiasmus für die Sache ausgeröstet, zu gleicher Begeisterung die Menge hinzureißen vermocht hätte." Wo sollte auch die Begeisterung für eine ungerechte Sache, für die Sache der Treulosigkeit und Empörung gegen den rechtmäßigen Landesfürsten herkommen? — — Die Schlacht am weißen Berge entschied das Schicksal der böhmischen Länder. Der flüchtige Winterkönig jagte von der Mittagstafel auf dem Prager Schlosse aufgeschreckt mit verhängtem Zügel aus dem Lande; in Breslau machte er halt, dort sollte zur Berathung dessen, was nun zu geschehen habe, ein Fürstentag abgehalten werden; der Exkönig Friedrich forderte auch die Stadt Troppau und die Landstände des Herzogthums auf, durch Abgeordnete bei diesem Fürstentage zu erscheinen. Aber das Blatt hatte sich bereits gewendet; die Stimmführer

der ſchleſiſchen Stände, welche für den Winterkönig gewirkt hatten, ſahen ihre Fahnen ſinken und das Volk in den ſchleſiſchen Herzogthümern, müde der Politik der trenloſen Empörer, war höchlich zufrieden, als der Winterkönig dem Lande den Rücken kehrte; bald erfolgten nun die Unterhandlungen Schleſiens mit dem Churfürſten von Sachſen, welche zum friedlichen Beſchluße in Dresden führten, durch welchen ſich die Schleſier dem Kaiſer unterwarfen. Nun konnte der mannhafte Fürſt Carl von Liechtenſtein vor ſeinem Kaiſer hintreten und ſeinen unbefleckten Schild, mit welchem er in dieſen ſchweren Tagen ſo unerſchütterlich den Empörern gegenüber geſtanden war, vor den Thron des Monarchen niederlegen. Kaiſer Ferdinand II. beeilte ſich demnach auch dem edlen Helden ohne Furcht und Tadel die hochverdiente Anerkennung zu zollen. Der edle Fürſt, deſſen Güter während der böhmiſchen Unruhen arg geſchädigt worden waren, wurde ſofort zum Statthalter Böhmens ernannt und nachdem ihm bereits das Herzogthum Jägerndorf überantwortet worden war, wurde ihm nach längerer Verhandlung mit den Ständen das Herzogthum Troppau wieder überantwortet und dasſelbe gehörte fortan unbeſtritten zu Schleſien. Als ein treuer Vaſall des Kaiſers von dieſem vielfach in Anſpruch genommen, leiſtete der edle Fürſt dieſem Monarchen noch viele weſentliche Dienſte und würde durch ſeine Thatkraft und treue Hingebung für das hocherlauchte Kaiſerhaus im weiteren Verlaufe des Deutſchland ſo ſchwer ſchädigenden dreißigjährigen Krieges noch viele andere wichtige Dienſte geleiſtet haben, hätte nicht der unbittliche Tod ſeinem irdiſchen Daſein ſchon am 12. Februar des Jahres 1627 ein Ziel geſetzt. Sein Bild bleibt aber in der Geſchichte Schleſiens für alle Zeit mit einem Ehrenkranze umwunden, ſowie überhaupt das Haus der edlen Fürſten von Liechtenſtein in der Geſchichte Oeſterreichs ſtets ehrenvoll genannt iſt.

Eine sehr traurige Folge hatte aber der dreißigjährige Krieg, so wie in andern deutschen Ländern, auch für Schlesien. Das unglaubliche Elend, welches dieser Krieg auf ganz Deutschland häufte, machte auch die gedrückte Bevölkerung Schlesiens für den ärgsten Aberglauben empfänglich, denn Rohheit, Unwissenheit und arger Glaubensfanatismus, verbunden mit Haß, Neid, Bosheit, Gewinnsucht und Verfolgungswuth, waren die Nachwehen dieses langen Verwüstungskrieges und so kam es, daß auch in Schlesien in jener Zeit die berüchtigten Hexenprocesse an der Tagesordnung waren. Insbesondere war es das Fürstenthum Neisse, wo dieser schreckliche Unfug vorzugsweise überhand nahm. Dort „schwärmten", wie ein Chronist sagt, „die Hexen und Unholde in ganzen Schaaren herum, obschon die Obrigkeit scharfe Executionen gegen sie verübte." In Zuckmantel allein bestanden acht Henker, welche mit dem Verbrennen und Köpfen große Arbeit hatten und oft, wie die Chronik lautet, „wegen der Menge dieses Ungeziefers sechs bis acht Stück zugleich in die Feueröfen steckten, um ihre Arbeit zu beschleunigen." Noch sind einige schriftliche Todesurtheile aus diesen Hexenprocessen Schlesiens vorhanden und diese besagen, daß binnen wenigen Jahren in Zuckmantel 85, in Freiwaldau 102, in Ziegenhals 22, in Niklasdorf 22, in Neisse 11, zusammen also 242 Personen, ferner im Jahre 1652 in Neisse allein 42 Weiber und in demselben Jahre im ganzen Fürstenthum 200 Personen den Feuertod erlitten. Unter diesen bejammerungswürdigen Opfern des scheußlichsten Aberglaubens befanden sich auch Frauen und Töchter von Rathsherren und andern vornehmen Familien, Gastwirthe, Garnhändler, Bleicher und andere wohlhabende Leute, insbesondere aber arme und hilflose Mütterchen, denen die Folter traurige Geständnisse über ihren Umgang mit dem Teufel erpreßt hatte. In der Stadt Jauernig führt noch jetzt ein Grenzstein, welcher das fürstbischöfliche Gebiet von dem

städtiſchen trennt, den Namen „Hexenſtein“, weil in der Nähe dieſes Steines eine Hexe verbrannt wurde, und vor mehreren Jahren war ein in der Stadt bei dem Rathhauſe liegender Platz in der Rundung mit Quaderſteinen gepflaſtert, welche man die Hexenſteine nannte, weil auf dieſer Stelle in Jauernig einſt die Hexen thatſächlich verbrannt wurden. Im benachbarten Mähren iſt aus jener Zeit noch der Name des ſchrecklichen Prager Appellationsrathes Boblig von Edelſtein, welcher als Hexeninquiſitor eine gewinnreiche Praxis übte, in traurigem Andenken. Einen beſonderen Nutzen von dieſen ſchrecklichen Proceſſen hatten die Gefängnißwärter, ihre Weiber, der Henker und ſeine Knechte. So wurden nach derzeit noch vorhandenen Aufſchreibungen im Jahre 1639 in Zuckmantel allein von 11 verbrannten Hexen 425 Thaler Hexengelder eingenommen, an welchen auch der Bürgermeiſter, der Rath und der Stadtdiener Antheil hatte. Da der Scharfrichter mit ſeiner Entlohnung nicht mehr zufrieden war, wurde mit ihm am 27. Auguſt 1641 ein neuer Vertrag abgeſchloſſen, wornach er von einer jeden gefangenen Perſon eines ſolchen Hexenproceſſes ſechs Thaler, ebenſo viel an Koſtgeld für eine Woche, zwei Schäffel Haſer, ſechs Bund Stroh, Heu, Holz und Licht, ſeine Knechte aber nach jeder Verbrennung einer Hexe zwei Thaler und einen Topf Wein erhalten ſollten. Wie in Mähren ſo kamen auch in Schleſien bei der Unterſuchung dieſer Hexenproceſſe die unſinnigſten Ausſagen vor. So ſpielten insbeſondere in der zur Herrſchaft Freudenthal gehörigen Ortſchaft Wildgrub im Jahre 1665 die Hexen und Nachtgeſpenſter eine bedeutende Rolle. Ein gewiſſer Balthaſar Schatel aus Wirbenthal wurde im Jahre 1678 der „Knüperei“ (Zauberei) angeklagt: Er habe den Namen der von ihm gehaßten Verwalterin in Wirbenthal auf einen Zettel geſchrieben, hierauf an einer Birke einen Knoten gemacht, den erwähnten Zettel im Namen des Satans hineingelegt, dreimal Zeter

geschrieen und dabei gerufen, die Verwalterin möge in 14 Tagen sterben. Eine gewisse Langnerin in Kröbnig sagte um dieselbe Zeit in dem wider sie eingeleiteten Hexenprocesse laut den noch vorliegenden Akten, ohne Zweifel, nachdem sie hatte die Tortur ausstehen müssen, aus: daß sie die Zauberei bereits vor 40 Jahren von ihrer Mutter erlernt und diese mit Hüttenrauch in einem Trunke Wassers vergiftet habe, damit sie von ihr nicht als Hexe verrathen werde; beim Ausfahren zu dem Hexenfeste habe sie sich die Fußsohlen und Achselhöhlen mit einer Salbe bestrichen, sich zur Fahrt durch die Lüfte einer Ofengabel oder eines Stockes bedient, zuletzt aber ihren Körper an einem Orte zurückgelassen, sich in einen Hund verwandelt und bei ihrer Rückkunft sei sie wieder in ihren Leib geschlüpft. Sie habe die besten Kühe ausgemolken, Fleisch aus dem Vieh geschnitten, die Lücken mit Haferstroh ausgefüllt und zugenäht, das Vieh habe sie den Leuten, auf die sie böse gewesen, verhext, mit einem ihr vom Satan gegebenen Pulver habe sie austrocknende Winde und Ueberschwemmungen mit Hagelschlag erzeugt. Aehnlicher Unsinn findet sich noch in mehreren anderen alten Akten solcher schlesischer Hexenprocesse. Ein besonderer Sammelpunkt für die nächtlichen Zusammenkünfte, Schmausereien und Trinkgelage der Hexen war der sogenannte Peterstein, eine Anhöhe an der mährisch-schlesischen Grenze, welche zuletzt auf Anordnung der weltlichen und geistlichen Behörden mit Wasser besprengt und mit einer Marterſäule versehen wurde, damit er den Hexen nicht ferner als Sammelort dienen könne. Da gibt es nun auch noch jetzt im Volksmunde manche Sage und manch altes Verslein, welches an die Hexen und Gespenster im Lande erinnert. Ein solches lautet z. B. als Ansprache an das vom Landmann in Schlesien einst gefürchtete Gespenst des sogenannten: „Trottenkopf“.

Trottenkopf! ich verbiete dir mein Haus und meinen Hof,
Ich verbiete dir meinen Pferde- und Kuhſtall,
Ich verbiete dir auch meine Bettſtatt,
Daß du nicht über mich trotteſt;
Trotte in ein anderes Haus,
Steige über alle Berg' und Zaunſtöcken,
Reite über alle Waſſer,
So kömmt der liebe Tag wieder in mein Haus.

Ein anderes Gedicht gibt die Verhaltungsregeln wie verhexten Menſchen und Vieh zu helfen iſt; ſelbſt für Gewehr und Waffen gab es eine Beſchwörung: „Ich beſchwöre dich Säbel und Meſſer und alle Waffen, bei dem Speer, der in die Seiten Jeſu gegangen iſt und dieſelbe geöffnet, daß er mich als einen Diener Gottes nicht beleidigen laſſe.“ Ein in der Gegend Breslau's im Jahre 1458 zum Scheiterhaufen verurtheilter Kirchenräuber ſagte aus: von einer Weibsperſon in Troppau Kräuter erhalten zu haben, mit deren Hilfe er Schlöſſer aufſperren konnte. Der Glaube an Hexen lebte auch im Herzogthum Teſchen; obgleich aber auch dort Herzog Wenzl die Zauberei an Leib und Leben beſtraft wiſſen wollte, ſo kamen doch keine ſo ſcheußlichen Hexenproceſſe dort vor, wie in den obbemerkten andern Gegenden Schleſiens.

Der entſetzliche Unfug dieſer Hexenproceſſe erreichte mit Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ſeinen Höhepunkt, ſein Ende aber erſt unter der erleuchteten Regierung der großen Kaiſerin Maria Thereſia, welche am 1. März 1755 für Mähren und Schleſien ein Edikt erließ, worin ſie ſagte, ſie habe mit Mißfallen wahrgenommen, daß viele von den Landeseinwohnern in ihrer Leichtgläubigkeit ſo weit gehen, Träume, Einbildungen und Vorſpiegelungen betrügeriſcher Leute für Geſpenſter und Hexereien zu halten; ſie verordne daher, daß, wenn ein Fall von Geſpenſtern, Hexereien, Schatzgraben und vom Teufel Beſeſſenen vorkommen ſollte, dies ſogleich der weltlichen Behörde anzuzeigen ſei, welche mit Beiziehung eines verſtändigen Arztes

die Sachen zu unterſuchen habe, was für ein Betrug dabei unterlaufen und wie der Betrüger zu beſtrafen wäre. Strenge unterſagte die weiſe Monarchin die Anwendung der Tortur bei den angeblichen Verbrechen der Hexerei, Zauberei und Wahrſagerei. Als Kaiſer Joſef II. ſein Strafgeſetzbuch im Jahre 1787 erließ, war in demſelben das Verbrechen der Zauberei, Hexerei und Wahrſagerei bereits gänzlich ausgeſchieden. Der wahre Freund des öſterreichiſchen Vaterlandes kann demnach bei dem Blicke auf das dunkle Schattenbild dieſer einſt auch in unſern Gegenden ſo gewöhnlichen Hexen- und Zauberproceſſe nur hochbefriedigt auf die ruhmgekrönten Bildniſſe jener hocherleuchteten und edelmüthigen Regenten Oeſterreichs: der großen Maria Thereſia und ihres erhabenen Sohnes Joſef's II. hinblicken, welche dieſe ſchrecklichen Auswüchſe des Aberglaubens mit dem Lichtſtrahle der Wahrheit vom vaterländiſchen Boden wegſtreiften und jener geiſtigen Aufklärung Bahn brachen, unter deren ſegnendem Strahle nunmehr Oeſterreich ein Hort für Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbsfleiß geworden iſt.

Während der für Deutſchland ſo drangvollen Periode des großen dreißigjährigen Krieges war ſomit auch Schleſien der Schauplatz mancher trauriger Ereigniſſe im Volksleben, aber auch mancher erhebender Thaten der echten und opferwilligen Vaterlandsliebe geweſen. So erzählt die Geſchichte des Oppalandes oder ehemaligen Troppauerkreiſes auch von dem Muthe und der Thatkraft des edlen Oswald Freiherrn von Liechtenſtein, welcher als Statthalter von Freudenthal mit Muth und Glück gegen die Schweden kämpfte und das Bergſchloß Eulenburg durch volle ſechs Wochen gegen die Schweden vertheidigte, bis er es endlich an den General Torſtenſon mit einer vortheilhaften Capitulation übergeben mußte. Von dieſem edlen Vaterlandsvertheidiger berichtet die ſchleſiſche Chronik, daß er, ein großer Freund der Jagd, eines Tages in den dichten

Waldungen der Umgegend des grünenden, von klaren Gebirgswässern durchrieselten Freudenthales dem Wildbären und Wolfe nachjagte und sich hiebei so weit verirrte, daß er sich mit aller Anstrengung aus dem Dickicht nicht mehr herauswinden konnte. Als er nun, erzählt die Sage weiter, hungernd und entkräftet auf das Waldmoos und modernde Holz einer vom Blitze niedergeschmetterten Eiche hinsank und an seiner Rettung verzweifelnd den Tod erwartete, aber noch sein letztes inbrünstiges Gebet zum Himmel richtete, da schallten plötzlich in seiner Nähe Laute einer menschlichen Stimme. Er lauschte den süßen Tönen und durchbrach nun in der Gegend, woher sie klangen, das Dickicht, und siehe, zu seiner unnennbaren Freude fand er bald auf einer grünen Waldwiese mitten unter den hohen Eichen mehrere Köhler, welche hier auf dem weichen Waldmoose gelagert, ihr aus Brod und Milch bestehendes Abendmal hielten und ihn hiezu sogleich mit einem freundlichen Gruße einluden. Nie hatte ihm eine Abendmalzeit so köstlich gemundet. Er gab sich den berußten Gesellen sogleich zu erkennen und folgte ihnen in ihre tiefer im Walde gelegene Hütte, wo er noch weitere Labung und ein gutes Nachtlager auf getrocknetem Laube fand. Am folgenden Morgen wiesen ihm die guten Köhler den Weg aus dem Forste und nachdem er sie reichlich belohnt hatte, kehrte er auf sein Schloß wieder zurück, wo er von seinen um ihn bereits höchlich besorgten Dienstleuten mit Jubel empfangen wurde. Dort betrat er sogleich die kleine Burgkapelle und brachte der heiligen Jungfrau Maria, durch deren Fürbitte er nach seiner Ueberzeugung seine Rettung gefunden hatte, seinen heißen Dank im Gebete dar. Aber dieser Dank sollte nicht schnell mit dem Gebete verwehen. An der Stelle, mitten im Hochforste, wo er hungernd und dürstend die wackern Köhler getroffen hatte, baute er sogleich zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria eine Kapelle,

„Mariahilf“ genannt, in welcher das Bildniß der Gottesmutter nach dem Originale des Marienbildes zu Passau aufgestellt wurde. Durch fromme Gaben wurde diese Kapelle so sehr bereichert, daß im Jahre 1788 die jetzt auf dem sogenannten Köhlerberge emporragende stattliche Kirche erbaut werden konnte.

Unter einem andern Sprossen des berühmten Hauses der Liechtensteine fand eben während der Zeit des dreißigjährigen Krieges eine jener erhebenden Feierlichkeiten statt, welche als schöne Lichtbilder in der Geschichte Schlesiens als die „Huldigungsfeste“ der regierenden Herrn im Lande verzeichnet sind. Es ist für den Freund der vaterländischen Geschichte jedenfalls von Interesse, die Festlichkeiten, welche mit einer solchen Huldigungsfeier verbunden waren, zu kennen. Eine solche Landesfestlichkeit war also, wie die Landesgeschichte Troppau's erzählt, im Jahre 1632, also während dem größten Sturme des dreißigjährigen Krieges, die Huldigungsfeier zum Regierungsantritte des Fürsten Carl Eusebius von Liechtenstein als Herzog von Troppau, die von der hohen Achtung zeugte, in welcher das Haus Liechtenstein schon damals in Schlesien stand.

Carl Eusebius Fürst von Liechtenstein, der noch minderjährige Nachfolger des bereits oben genannten Herzogs Carl von Liechtenstein, dessen Treue für seinen Kaiser und Herrn ein so schönes Bild der vaterländischen Geschichte bietet, folgte seinem Vater im Jahre 1632 in der Regierung der schlesischen Herzogthümer, mit denen letzterer vom Kaiser belehnt war. Da gab es nun eine historisch-denkwürdige gar große Huldigungsfeier im Lande, welche am 11. August des Jahres 1632 begann und durch drei Tage dauerte. Der junge Herzog Carl Eusebius wurde auf seinem Schlosse Neu-Lublitz von einer Gesandtschaft der Troppauer Landstände, bestehend aus dem obersten Landrichter des Fürstenthums Wenzl Sedlnitzky von Choltitz, dem Prälaten zu Wellehrad Johann Wenzl von Neßwitz

und dem herzoglichen Rathe Chriſtoph Oberſky von Lindenau feierlich begrüßt und begab ſich am folgenden Morgen nach Troppau. An der Grenze des Troppauer Gebietes empfing ihn ein Feſtzug, an deſſen Spitze hinter ſechs Trompetern der Landeshauptmann fuhr, worauf 150 Ritter und Herrn zu Pferd, von dem Edelherrn Adam Morawitzky von Rudnitz angeführt, dann eine lange Schaar Edelleute mit ihren Dienern, 200 an der Zahl, folgten. An den Straßen hatten ſich der Fürſtenrichter, der Bürgermeiſter mit den Rathsmannen und die 800 Mann ſtarke uniformirte Bürgergarde und eine Menge Volkes aufgeſtellt. Die Geiſtlichkeit im Ornate mit Kreuz und Fahnen erwartete den Herzog am großen Portale der Kirche zur Himmelfahrt Mariä. Nun nahte der Zug des neuen Herzogs. An der Spitze ritten zwei Trompeter, dann kamen die ſechs prächtig geſattelten Leibpferde des Herzogs von Stallknechten geführt, und acht Lakaien desſelben. Hierauf ritt der Herzog ſelbſt auf einem friesländiſchen braunen Roſſe, deſſen Sattel und Zeug von rothem Sammt und mit Gold und edlem Geſtein reich geſchmückt war. Ihm folgten hoch zu Roſſe ſeine erſten Räthe, der Oberſt-Stallmeiſter und Hofmarſchall, viele Hofherrn und acht Edelknaben, 50 Leibgardiſten und 60 Diener. Dann fuhren der inwendig mit rothem Sammt und außen mit reichen vergoldeten Beſchlägen gezierte Leibwagen des Herzogs, welchen ſechs Schwarzſchimmel zogen und vier andere Wagen, von denen jeder mit ſechs Pferden beſpannt war, endlich der Silberwagen und andere Wägen des Herzogs. Als ſich der Herzog auf dieſe Weiſe genähert hatte, ſtiegen die Landſtände von den Pferden und brachten ihm die Glückwünſche der geſammten Landſtände dar, für welche auf Befehl des Herzogs ſogleich in deſſen Namen durch den oberſten Landrichter Wenzl von Sedlnitzky mit entblößtem Haupte der Dank ausgeſprochen wurde. Dann reichte der Herzog dem Landeshauptmanne und den Land-

ständen nach der Reihe die Hand zum Kuße und nun ging der Zug in die Stadt Troppau, wo bei dem Jakterthore der Bürgermeister Röchele an der Spitze des Rathsgremiums den Herzog feierlich begrüßte, und dieser zwischen der auf beiden Seiten aufgestellten Bürgergarde während dem Geläute aller Glocken und dem lustigen Trompetengeschmetter der Thurmwächter der Stadt, welches die Feldtrompeter des Zuges weidlich erwiderten, zum Rathhause geleitet wurde. Dort empfing der Herzog vom Fürstenrichter, dem Bürgermeister und den Stadträthen umgeben, durch den Stadtsyndicus Mathias Dominatzky im Namen der ganzen Gemeinde die lebhaftesten Glückwünsche, und der Bürgermeister überreichte in einem schwarzsammtnen Beutel die Schlüssel der Stadt als Zeichen der Unterwürfigkeit derselben. Nun wogte der Zuz langsam und feierlich zur Kirche der Himmelfahrt Mariä, während, der alten Sitte gemäß, der Landeshauptmann das Pferd des jungen Herzogs an einer rothseidenen, an der linken Seite des Zügels mit einer großen Quaste befestigten Schnur führte und sich in das feierliche Glockengeläute und Schmettern der Trompeten der Jubel des Volkes mischte. Vor der Kirche waren rothsammtne Teppiche ausgebreitet, welche nun der Herzog betrat, worauf er auf einem Sammtkissen niederkniete und auf das ihm von dem durch den Erzbischof Fürsten von Dietrichstein zu dieser Huldigungsfeier besonders abgeordneten Domherrn Carl von Hittendorf dargereichte Kreuz den Friedenskuß drückte. Dann beglückwünschte ihn der genannte Domherr und empfahl ihm die Kirchen und Priester im Lande, welche Ansprache im Namen des Herzogs durch den obersten Landrichter Wenzl von Sedlnitzky dankend und mit der Versicherung des besondern Schutzes und der Huld des Herzogs erwidert wurde. Während jetzt Trompeten-, Pauken- und Posaunentöne vom hohen Chore der Kirche herabschallten, schritt der Herzog gegen den Hoch-

altar, wo er auf einem mit rothem Sammt überzogenen Stuhl niederkniete und der feierliche Pſalmgeſang der Geiſtlichkeit die ſchöne Feſtlichkeit beſchloß, während draußen die Gewehrſalven der Ritterſchaft und Bürgergarden die Luft durchſchallten und der inzwiſchen eingetroffene Oheim und Vormund des jungen Herzogs, Fürſt Maximilian von Liechtenſtein, von Abgeordneten der Stände und Bürgerſchaft gleichfalls bewillkommt wurde. Am folgenden Tage um zehn Uhr begann nun der Prachtzug zur „Erbhuldigung“ in die Kirche, welchen die Ritter hoch zu Roſſe eröffneten, an die ſich zu Fuß der Herrenſtand und die Geiſtlichkeit, dann der von der Leibgarde umringte Prachtwagen des Herzogs mit deſſen Hofſtaate, endlich der Magiſtrat und die Bürgergarde anſchloſſen. Am Hauptthore der Kirche empfing der Herzog vom Erzprieſter das Weihwaſſer, worauf er vorſchreitend auf einem mit rothen Sammt überzogenen Thron niederkniete und nun das feierliche Hochamt ſtattfand, nach deſſen Beendigung die „Erbhuldigung“ erfolgte. Dieſer hiſtoriſch-merkwürdige Akt beſtand nun in Folgendem: Der junge Herzog beſtieg den erwähnten Thron und um ihn ſtellten ſich in einem Halbkreiſe die Landſtände. Nun trat der Landeshauptmann mit einer Verbeugung vor und überreichte dem Herzog die Landesprivilegien, indem er mit lauter Stimme ſprach: „Wenn Eure fürſtliche Gnaden in das billige Begehren der gehorſamſten Stände einwilligen werden, ſo wollen dieſe als getreue Stände einer wohlhergebrachten alten Sitte gemäß, durch einen Handſchlag ſogleich die Erbhuldigung leiſten.“ Hierauf befahl der Herzog dem Oberſt-Landrichter Wenzl von Sedlnitzky die Vorleſung dieſer Beſtätigung und überreichte ſie dem Landeshauptmann, indem er ſprach: „Nachdem ich nun in das gebührende Verlangen der gehorſamen Stände eingewilligt habe, ſo verlange ich auch, daß ſie mir, wie es landesgebräuchlich iſt, die ſchuldige Erbhuldigung ablegen.“ Nun dankte der Landeshaupt-

mann für dieſe Beſtätigung, empfahl das Fürſtenthum dem Schutze des Herzogs und forderte die Stände zur Huldigung auf. Er leiſtete zuerſt den Handſchlag und küßte die Hand des Herzogs, worauf auch die Stände das Gleiche thaten und den Handſchlag leiſteten. Hierauf folgte das Te Deum und draußen verkündeten die Gewehrſalven die Abhaltung der großen Feierlichkeit. Am Mittage fand eine große Feſttafel ſtatt, „bei welcher,“ wie die betreffende Urkunde ſagt, „der köſtliche Oeſterreicher Vielen ſo gut gemundet hat, daß ihnen die lange Tafel zu kurz und der helle Tag zu finſter geworden iſt.“ An den folgenden Tagen wurden von den Ständen dem Herzog Huldigungsgeſchenke, hierunter namentlich 7000 Gulden ſchleſiſch überreicht und von ihm nach altem Landesgebrauche ſein Leibroß mit Sattel und Zeug, nebſt der koſtbaren Kleidung, welche er beim Einzuge getragen hatte, dem Landeshauptmann geſchenkt. Dann erfolgte auch im Rathhausſaale durch den herzoglichen Rath Gehla von Podhorſtein die Ueberreichung der herzoglichen Beſtätigung aller Stadtprivilegien an den Stadtrath, worauf auch dieſer die Erbhuldigung in der Art leiſtete, daß der Hofſekretär Kaspar Stefan Debolne vom Fenſter herab den vor dem Rathhauſe verſammelten Bürgern die Eidesformel in deutſcher Sprache vorlas und der herzogliche Rath Gehla ſie in böhmiſcher Sprache wiederholte, worauf Rath und Bürgerſchaft mit entblößten Häuptern ſie nachſprach.

Dies war alſo der Akt der üblichen Huldigungsfeier, welcher am 15. Auguſt, als dem Feſttage der Himmelfahrt Mariä, noch eine frohe Nachfeier folgte, indem die Jeſuiten mit ihren Schülern eine theatraliſche Komödie aufführten, welche der Herzog ſelbſt mit ſeinem Beſuche auszeichnete, und während welcher er auf dem Oberringe 20 Eimer Wein und 30 Eimer Bier unter die Bürger austheilen ließ. Da gab es nun lauten Jubel in der Stadt, „doch

fehlte es auch," wie die betreffende Urkunde sagt, „nicht an Balgereien, so daß manche mit drei Augen und mit nassem Munde davongingen, ohne daß sie etwas von dem Weine und Biere gekostet hatten." Eine ähnliche Erbhuldigung erfolgte auch zu Jägerndorf.

Herzog Carl Eusebius entsprach auch den Erwartungen, welche die Bürger Troppau's von ihm hegten, vollkommen. Er war einer der weisesten und thatkräftigsten Fürsten, welcher sich durch Gerechtigkeit und Milde auszeichnete und bei all seinem glühenden Eifer für die katholische Religion niemals seinen Charakter durch Grausamkeit gegen Andersdenkende befleckte. Er starb im Jahre 1684.

Während den folgenden Jahren des dreißigjährigen Krieges hatte Schlesien und insbesondere die Stadt Troppau noch Manches zu leiden. So wurde sie z. B. von dem schwedischen General Banner mit Gewalt besetzt, nach dessen Vertreibung aber mit Thürmen und Geschütz versehen und die Zahl der kampffähigen Bürger derselben wurden in Fähnlein unter dem Commando des Oberstwachtmeisters Heinrich Matuschka eingetheilt. Im Jahre 1642 wurde sie von dem schwedischen Feldherrn Torstenson in Folge Uebereinkommens besetzt, bald aber wieder verlassen, hierauf aber im Jahre 1646 durch den schwedischen General Königsmark wieder mit Sturm genommen, wobei die Bürger der Stadt in deren Vertheidigung eine ehrenhafte Tapferkeit bewiesen. Sie mußten hiefür den Schweden Brandschatzungsgelder zahlen, und wurden viel von denselben gequält, bis der siegreiche Montecuculi sie wieder von diesem Feinde befreite.

Machen wir nun einen weitern kurzen Rundgang durch die Hallen der Geschichte der schlesischen Fürstenthümer, so treten uns auch nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges manche interessante Bilder entgegen.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch

den westphälischen Frieden begann auch für Schlesien eine bessere Zeit, in welcher insbesondere die wohlthätigen Einrichtungen durch Kaiser Leopold I. die Ordnung und den Wohlstand im Lande mächtig hoben.

Die Hoheitsrechte der schlesischen Herzoge erloschen jedoch mehr und mehr und der Kaiser übte die Oberherrschaft über dieselben durch sein königliches Oberamt zu Breslau, von welchem aus die landesfürstlichen Befehle an die Landeshauptmannschaften der Herzogthümer erlassen wurden. Da finden wir nun aus der Regierungsperiode Kaiser Leopold's sehr wohlthätige Einrichtungen in Schlesien, so z. B. die Einführung einer Gesinde- und einer Bettelordnung vom Jahre 1700, welche dem wahren Armen Unterstützung sicherte, dem unter der Maske der Armuth auftretenden Gaunerthum aber einen Damm entgegensetzte. Im Jahr 1704 erschien eine Appellations- und Advokatenordnung und von entschiedenem Vortheile war die Einführung der deutschen Sprache bei gerichtlichen Verhandlungen statt der lateinischen, welch' letztere bis dahin zuweilen zum Betruge unkundiger Personen mißbraucht worden war.

Unter der Regierung des duldsamen Kaisers Josef I. kam die sogenannte Altranstädtische Convention (so benannt von dem Dorfe Altranstadt bei Lützen) zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönige Carl XII. am 22. August 1707 zu Stande, vermöge welcher den Protestanten in Schlesien wieder alle Rechte eingeräumt wurden, welche ihnen im westphälischen Frieden zugestanden worden waren. Unter der Regierung des folgenden Kaisers Carl VI. finden wir in den schlesischen Herzogthümern ein Lichtbild der ungestörten Ruhe und des Friedens. Da hoben sich wieder Gewerbe und Handel und insbesondere gedieh im Lande der Flachsbau und die veredelte Schafzucht zu deren Hebung sogar durch ein besonderes kaiserliches Edikt vom Jahre 1717 die Schäfer,

welche bisher gleich den Wasenmeistern für ehrlos gehalten waren, nunmehr als eine ehrliche Handwerkszunft erklärt wurden. Auch wurden Belohnungen für die Vertilgung der größten Feinde der Viehheerden, der Wölfe und Bären, ausgesetzt und der jagdlustige Bischof von Breslau und Churfürst von Mainz, Franz Ludwig, schoß im Freiwaldauer Bezirke den letzten Bären nieder.

Nun kam aber wieder eine gar ernste Periode für Schlesien, als die große und unvergeßliche Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1740 die Regierung der österreichischen Länder antrat. Da war es, wie im ersten Bändchen unserer Volks- und Jugendschriften bereits umständlich erzählt worden ist, König Friedrich II. von Preußen, welcher von der großen Kaiserin die Abtretung Schlesiens verlangte und plötzlich am 2. Jänner 1741 in Breslau einrückte. Da finden wir nun im österreichischen Erbfolgekriege und in dem darauffolgenden siebenjährigen Kriege manches Licht- und manches Schattenbild. König Friedrich von Preußen spielte da, wie in dem erwähnten ersten Bändchen unserer Volks- und Jugendschriften bemerkt worden ist, anfangs ein sehr verwegenes Spiel, welches ihm schon im Beginne des Feldzuges beinahe mißlungen wäre, indem er in der Schlacht bei Mollwitz in Niederschlesien unsern Brieg fast gefangen geworden wäre. General Neuperg, ein Schüler des großen Eugen von Savoyen, hatte auf Befehl der Kaiserin bei Olmütz ein Heer gesammelt und über Neiße nach Oberschlesien geführt, wo es bei Mollwitz zur Schlacht kam. Dort wollte König Friedrich seine erste Waffenprobe ablegen, denn er hatte bisher noch keiner Schlacht beigewohnt. Er griff am 10. April das österreichische Armeekorps wüthend an. Aber da traf er auf Krieger, welche Wunder der Tapferkeit thaten. Da stürzte der österreichische General Römer mit drei Regimentern Kürassieren und Dragonern fünfmal auf den rechten Flügel der Preußen,

ſprengte die ihm entgegenſtürmende preußiſche Reiterei mit ihrem Anführer dem Grafen von Schulenburg, hieb die preußiſche Artillerie bei ihrem Geſchütze nieder und kehrte raſch ihre eigenen Kanonen gegen die preußiſche Infanterie, welche er in alle Richtungen auseinander jagte. Jetzt hielt ſich König Friedrich für verloren und floh auf ſeinem Rappen ſein Heer zurücklaſſend nach Oppeln. Als er aber durch das Stadtthor hineinſprengen wollte, merkte er zu ſeinem großen Schrecken, daß die Stadt von öſterreichiſchen Soldaten beſetzt ſei. Raſch wandte er ſein Roß und jagte wieder zurück; aber da ſprengte ihm ein ungariſcher Huſar, Paul Werner nennt ihn ein ſchleſiſcher Geſchichtsforſcher, mit hochgeſchwungenem Säbel nach und donnerte ihm ein gewaltiges „Halt!“ entgegen — „Laß mich Huſar,“ rief Friedrich, „ich werde es dir reichlich vergelten.“ Der Huſar erkannte jetzt den König, ließ, wie der erwähnte Geſchichtsforſcher (Profeſſor Fauſtin Ens) weiter erzählt „von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen den Säbel fallen und rief: „Topp, aber nach dem Kriege.“ „Topp, auf Wiederſehen“ erwiderte der König und Beide jagten dann in entgegengeſetzter Richtung davon.“ Der erwähnte Huſar mochte nach ruhiger Ueberlegung des Treubruches, welchen er durch dieſen Vorgang in ſeinem Dienſte geübt hatte, wohl bedenken, daß ſeines Bleibens in der öſterreichiſchen Armee nicht länger ſei und begab ſich nach dem Feldzuge wirklich in preußiſche Dienſte, wo er für die Schonung des Königs mit Würden und Auszeichnungen belohnt wurde. Dagegen bewährte ſich die altungariſche Tapferkeit und treue Anhänglichkeit der ungariſchen Edelleute an ihren Monarchen, außer der bekannten erhebenden Scene am 11. September 1741, als die hochherzigen Magnaten Ungarns auf dem ungariſchen Landtage zu Preßburg den einſtimmigen Ruf ertönen ließen: „Moriamur pro rege nostro!“ auch während dieſem Feldzuge in mancher ſchönen That der Tapferkeit. Nach-

dem nämlich der am 11. Juni 1742 zu Breslau abgeschlossene Friede eigentlich nur ein zweijähriger Waffenstillstand gewesen war, König Friedrich II. im August des Jahres 1744 ohne Kriegserklärung Heeresmassen nach Böhmen und in die Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau geworfen hatte und nach dem blutigen Treffen bei Habelschwert in der Grafschaft Glaz am 13. Februar 1745 diese Grafschaft und ganz Oberschlesien bis auf Freudenthal und Beneschau von den Preußen besetzt worden war, sammelte der alte Feldmarschall und judex curiae Graf Esterházy, einer der edelsten Patrioten Ungarns, im Beginne des Monates März in der Gegend von Teschen die tapfern Krieger der ungarischen Regimenter Karoly, Festetitsch, Spleny, Keil und Esterházy und die Freischaaren des bekannten Pandurenoberst Baron Trenk. Er ließ diese Tapfern in ein Viereck zusammentreten und sprengte in seiner reich vergoldeten ungarischen Husarenuniform mit hochgeschwungenem Säbel in ihre Mitte. Begeistert von der edelsten Vaterlandsliebe und innigsten Ergebenheit für das angestammte Herrscherhaus Habsburg hielt der wahrhaft edle Magnat nun, während seine Augen funkelten und seine Wangen glühten, eine kurze aber tiefgefühlte Ansprache an seine Krieger, in welcher er den Stolz und die Tapferkeit der edlen Ungarn aufrief und ihren gerechten Haß gegen die Preußen, von denen die ihrem geliebten Monarchen so treuen Ungarn in öffentlichen Blättern „Barbaren" gescholten worden waren, steigerte. Seine zündenden Worte wurden von den braven Kriegern mit lauten Rufen der Begeisterung erwidert, alle Säbel flogen wie zum neuen Schwure der Treue für Fürst und Vaterland aus den Scheiden und vorwärts ging es jetzt beim Schmettern der Trompeten gegen Ratibor, voran der edle Feldmarschall Graf Esterházy und hinter ihm die kampflustigen Krieger. Dort rückte ihnen der Preuße in einem tüchtigen Heerhaufen

auf dem freien Felde entgegen; aber er hatte kaum Zeit, sich zum Kampfe zu ordnen, denn schon sprengten die tapfern ungarischen Reiter ihm entgegen, bald gab es einen furchtbaren Kampf und bald stäubten die von den blitzenden Säbeln der Ungarn gebläuten Preußen in alle Winde und wurden bis Rosenberg zurückgejagt. Das war also eine prächtige Reiterthat der tapfern ungarischen Husaren und ihrer Kampfgenossen. Ein ähnliches Reiterstücklein gab es später auch in dem folgenden Erbfolgekriege gegen den Churfürsten Maximilian Josef von Baiern, von dessen unrechtmäßigen Ansprüchen und seinem Bündniß mit König Friedrich II. von Preußen, welcher keine Vergrößerung Oesterreichs dulden wollte, gegen die große Kaiserin Maria Theresia, gleichfalls bereits im ersten Bändchen unserer Volks- und Jugendschriften umständlich erzählt worden ist. Da war es im Sommer des Jahres 1778, als nach dem Scharmützel bei Hozenploz preußische Husaren vom Regimente Werner in dieses Städtchen kamen und von den Bürgern Brandsteuer verlangten, wenn sie ihnen nicht sogleich den rothen Hahn auf die Dächer setzen sollten. Da gab es nun auch Mißhandlungen der armen Bürger und das Städtchen Hozenploz wiederhallte vom Jammergeschrei der von den Preußen gequälten Bewohner und die preußischen Husaren bewiesen sich als wahre „Barbaren", welchen Titel, wie oben bemerkt, die Herren von der Spree ganz ungehörig den tapfern Ungarn beilegen wollten. Aber diesmal bekamen die übermüthigen Preußen eine tüchtige Lehre von den kampflustigen Ungarn. Als nämlich die preußischen Husaren eben im Städtchen Hozenploz im besten Aufräumen begriffen waren, erschallte plötzlich Trompetenton hinter ihnen und in nächster Minute blitzten ihnen die krummen Säbel der tapfern ungarischen Esterházy-Husaren entgegen und nun gab es eine gewaltige Metzelei, wie wenn der Adler in ein Schlangennest einfällt. Nur wenige preußische

Husaren fanden noch Zeit die Säbel zu ziehen, aber auch sie wurden bald niedergehauen und die Hiebe der tapfern Esterházy-Husaren waren so wuchtig, daß z. B. ein preußischer Husarenlieutenant von einem ungarischen Husaren mit einem einzigen Streiche in zwei Theile zerspaltet wurde. Kein einziger der preußischen Husaren entkam; was nicht unter dem Säbel der Ungarn niedersank, wurde gefangen. — Aber die tapferen ungarischen Husaren verstanden nicht allein muthvoll zu kämpfen, sie verstanden auch muthvoll für Fürst und Vaterland zu sterben..... das bewiesen in demselben Feldzuge am Tage der heiligen Hedwig, der Patronin Schlesiens, von welcher oben Mehreres erzählt wurde, das ist am 17. October, achtzig kampfgewohnte ungarische Esterházy-Husaren. Die Preußen hatten nämlich im August bei Troppau ein Lager geschlagen, der Erbprinz von Braunschweig, welcher eine Abtheilung des preußischen Heeres führte, hatte gegen die Mitte des Monates October sein Hauptquartier in Piltsch genommen. Dagegen rückte der österreichische Oberst Splenyi mit einer kernfesten Schaar Kroaten und dem tapfern Regimente der erwähnten Esterhazy-Husaren nach dem nordwestlich von Troppau gelegenen Pfarrdorf Jaktar, in der fruchtbaren Ebene mit der Kirche auf lichter Höhe, begrenzt von grünen Hainen. Diesen lieblichen Berg mit dem Gotteshause ließ Oberst Splenyi verschanzen, um sich hier gegen den jedenfalls zu erwartenden Angriff der Preußen zu halten. Vorsichtig entsandte er nun am 17. October Morgens achtzig wohlberittene Esterházy-Husaren gegen Troppau auf Kundschaft. Die wackern Reiter trabten zwischen dem bergenden Gebüsche durch einen Hohlweg gegen die Stadt, erspähten aber gar bald, daß diese noch immer von den Preußen besetzt sei; da hieß es nun freilich „rechts um!“ wenn sie nicht alle von preußischen Säbeln alsbald in die Pfanne gehauen werden wollten. Sie warfen also ihre Rosse herum und sprengten wieder gegen den Hohlweg, durch

welchen sie gekommen waren, gegen Jaktar zurück — aber da donnerte ihnen ein gar feuriger Gruß entgegen — er kam aus den Röhren einer übermächtigen Schaar Bosniaken, welche wie eine eherne Mauer mit vorgestreckten Kugelbüchsen den Hohlweg besetzt hielten. . . . Da gab es nun keine Fußbreite mehr zum Vorrücken für die achtzig ungarischen Husaren; entweder mußten sie sich den braunen Bosniaken gefangen ergeben oder — unter den Säbeln der Feinde verbluten . . . . . und die heldenmüthigen Ungarn wählten das letztere. Wenige Blicke wechselten sie unter einander, dann schwangen sie mit edler Begeisterung, eine wahre Heldenschaar, wie ein Mann die blinkenden Säbel: „Wir müssen uns durchhauen oder sterben!“ riefen sie einstimmig, und eingedenk des Rufes der edlen Magnaten in der Landtagsversammlung zu Preßburg: „moriamur pro rege nostro!“ stürzten sie mit dem Rufe „eljen Király!“ (es lebe der König) den Gewehrläufen der Feinde entgegen, und nun gab es einen Kampf wie in der grauen Vorzeit jener der heldenmüthigen Spartaner im Paße bei Thermopylä war. Nach langem Ringen wurden vierundfünfzig ungarische Husaren nebst einem Wachtmeister und drei Offiziere derselben schwer verwundet; die übrigen der auf Recognoscirung ausgezogenen achtzig Husaren deckten den Boden mit ihren Leichen. Nun warfen sich die wilden Bosniaken gegen die Verschanzungen von Jaktar; aber dort wurden sie von den Kroaten und Husaren des Obersten Splenyi mit so kräftigen Salven empfangen, daß ihre Reihen gewaltig gelichtet und sie nach kurzer Frist in die Flucht gejagt wurden. Die braven ungarischen Esterházy-Husaren kämpften und starben also wahrhaft als Helden im schönsten Sinne des Wortes im Jaktarer Hohlwege. Wie hoch und allgemein anerkannt die Schnelligkeit und Tapferkeit der wackern ungarischen Husaren schon in damaliger Zeit und noch früher war, beweist unter Anderem ein Lobgedicht

der bekannten Dichterin Sidonia Zäunemannin in Erfurt, von welcher bereits im siebenten Bändchen unserer Volks- und Jugendschriften jene gemüthlichen Dichtungen angeführt wurden, in denen sie dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen ihre Huldigung darbrachte. So besang diese zu ihrer Zeit in Deutschland vielgenannte Dichterin, wie ein alter deutscher Geschichtsschreiber sagt, das aus Geschwindigkeit, Kühnheit und Tapferkeit vermischte Wesen der österreichischen Husaren, welche anno 1735 am Rhein gefochten, unter Anderem also:

Des Sechsten Carl's Hussaren sind
Klug tapfer, eyfrig und geschwind,
Der Feinde Schaaren anzufallen:
Sie lassen nicht mit Kämpfen nach,
Bis daß dieselben allgemach
Gedämpft, besiegt zurückeprallen.
Ihr edlen Helden, euer Blut
Verspahrt ihr nicht zum Aderlassen,
Ihr wollt es mit gesetztem Muth
Am Rhein-Strom lieber fließen lassen.
Was acht' ihr Balsam und Jasmin,
Da euch das Pulver mehr vergnügt?
Den Säbel aus der Scheide ziehen,
Das ist, was eure Brust besieget.
Wenn's knallt, und um die Ohren saußt,
Das Roß von Hitze schnaubt und braußt,
Da sieht man was euch Freude bringet,
Gefangne, Beute, Wunden, Blut,
Bespritzte Säbel, Roß und Leichen,
Die sind von eurem Helden-Muth
Und eures Eyfers ächte Zeichen.
Des Gegners Angst und Todes-Schweiß.
Ist euer größter Ruhm und Preiß,
Das Glücke sucht euch liebzukosen,
Denn wenn ihr zieht, fällt's euch nicht schwer,
Daß ihr die Beute bringt, was mehr?
Die blut'gen Köpfe der Franzosen.

Während nun in diesen Tagen des Erbfolgekrieges Oesterreichs gegen den Churfürsten von Bayern und den

mit ihm verbündeten König Friedrich II. von Preußen im Troppau'ſchen Gebiete der Kleinkrieg fortgeführt wurde, ſtanden ſich die Hauptarmeen Oeſterreichs und Preußens in Böhmen unthätig gegenüber, denn der junge Kaiſer Joſef II., damals bereits Mitregent ſeiner Mutter, der großen Kaiſerin Maria Thereſia, ſtand, umgeben von ſeinen kriegserfahrenen und ſtets kampfbereiten, aber ſehr beſonnenen Feldherrn Loudon und Lascy, und hielt ſich mit ſeinen Truppen in einer ſolchen geſicherten Stellung, daß ihn König Friedrich nicht anzugreifen wagte. Noch jetzt zeigt man auf einem der hohen Berge an der nordöſtlichen Grenze Böhmens gegen Schleſien die Stelle, wo Kaiſer Joſef II. mit ſeinen Generälen Loudon, Klebek und Laudons Schweſterſohn Botta eines Tages während dem erwähnten Feldzuge ſtand, um von dieſem Berge aus die Gegend geometriſch aufzunehmen und die Kriegsoperationen gegen König Friedrich darnach einzurichten. Während die Diener und Soldaten erwartet wurden, welche die Meßinſtrumente auf den Berg hinauftrugen, genoß der junge Kaiſer mit ſeinen genannten Begleitern die reine Bergluft und erfreute ſich an der reizenden Ausſicht über die Wälder. Da ſprach er lächelnd zu ihnen: „Die Welt vermuthet wohl nicht, daß jetzt ein Kaiſer mit ſeinen Generälen auf dieſer einſamen Waldhöhe im wilden Gebirge ſteht. Wir wollen jetzt ein Andenken unſerer Anweſenheit auf dieſem Platze hier zurücklaſſen und zu dieſem Zwecke unſere Namen in die Bäume ſchneiden.“ So geſchah es auch. Der Kaiſer begann nun zuerſt ſeinen Namen und hohen Stand zierlich in die Rinde des Baumes einzuſchneiden. Als nun Feldmarſchall Loudon das Meſſer ergriff und das Gleiche thun wollte, rief ihm der Kaiſer freundlich zu: „Setzen Sie, lieber Feldmarſchall, bloß Ihren Namen hin, das iſt für die Nachwelt genug; wir Andere haben zu unſeren Namen auch noch die Titel nöthig.“ — Aber der edle und

menſchenfreundliche Kaiſer Joſef II. hatte auch nicht nöthig, zu ſeinem Namen die Titel zu ſetzen, denn wo nachmals der Name Joſef II. geſchrieben ſtand oder ausgeſprochen wurde, da wußte Jeder im Volke Deutſchlands, daß er jener unvergeßliche Herrſcher Oeſterreichs und Deutſchlands war, der ſo oft als ein für alles Rechte und Gute begeiſterter Helfer und Beglücker ſeiner Unterthanen auftrat und deſſen großer Name ſtrahlt fortan im Lichte der Unſterblichkeit. Am 31. Auguſt des laufenden Jahres 1879 waren es auch gerade 100 Jahre, daß der große Kaiſer Joſef II., als er Oeſterreichiſch-Schleſien bereiſte, auf einer Anhöhe nächſt dem Schloſſe Weißwaſſer bei Jauernig die reizende Gegend bewunderte. Ein damals errichtetes Denkmal mit einer Inſchrift, in welcher die näheren Umſtände dieſes Beſuches der genannten Gegend durch den berühmten Monarchen angegeben ſind, wurde über Anordnung der Frau Prinzeſſin Marianne der Niederlande, als der nunmehrigen Beſitzerin der Herrſchaft Weißwaſſer, erneuert nud am 31. Auguſt enthüllt. Dieſes Denkmal enthält auf der Rückſeite eine Marmortafel, welche die Aufſchrift der urſprünglichen Sandſteintafel wiederholt und das Datum der Widmung ſowie den Namen der hohen Spenderin enthält. Bei dem Feſte der Enthüllung dieſes renovirten Denkmals war die Bevölkerung des ganzen nordweſtlichen Theiles des öſterreichiſchen Schleſiens vertreten. Der feierliche Zug wurde von der Militärkapelle des 57. k. k. Infanterie-Regimentes geleitet und die feurigſten Lebehoch-Rufe auf S. M. unſern hochgeliebten Kaiſer Franz Joſef erfüllten die Luft bei der Enthüllung des Denkmals. Selbſt viele Preußen nahmen aus der Nachbarſchaft an dieſem ſchönen Feſte Theil.

König Friedrich II. wollte übrigens, als er damals dem jungen Kaiſer Joſef ſo kampfgerüſtet entgegenſtand, auf der Ebene von Troppau eine Entſcheidungsſchlacht ſchlagen. Er zog alſo dort täglich mehr und mehr Truppen

zuſammen und überfüllte die Stadt und Umgebung mit ſeinen Soldaten, zu denen er übrigens auch aus der Umgend gegen 3000 Bauern zuſammentreiben ließ. Da ließ er auch gewaltige Erdwälle aufführen und zu dieſem Zwecke Alles, was ihm im Wege ſtand, niederhauen; und mit Wehmuth ſahen die Bewohner Troppau's die bereits 70 Jahre alten Alleen, die ſchönſten Bäume ihrer Gärten niederhauen und viele Häuſer und Scheunen außerhalb der Jaktarer Vorſtadt wurden von den Preußen niedergeriſſen. Hinter den Schanzen wurden von ihnen Blockhäuſer errichtet und die Mauerer und Zimmerleute der Stadt und Umgegend mußten daran arbeiten. So war der kalte November herangerückt; ohngeachtet des eintretenden Froſtes gab es in dieſer Gegend doch fortwährend kleine Gefechte zwiſch-n den Preußen und den kaiſerlichen Truppen und da waren es wieder die tapferen ungariſchen Huſaren und Kroaten, welche mit ihren krummen Säbeln den Herrn Preußen manchen guten Hieb verſetzten. Am 16. November z. B. griffen ungariſche Huſaren ein preußiſches Freicorps an und hieben ſo gewaltig auf dasſelbe ein, daß kaum 100 Mann dieſes Corps mit heiler Haut entkamen. König Friedrich ſelbſt geſtand den braven Huſaren aus dem Ungarlande und den kräftigen Kroaten auf ihren Rößlein im kleinen Krieg den Preis zu und ärgerte ſich nicht wenig, über die Streiche, welche ſeine Soldaten von ihnen erhielten und die er nur die „Pandurenſtreiche“ nannte.

So währte nun dieſer kleine Krieg über den Winter des Jahres 1778 fort und König Friedrich warb vorſichtiger Weiſe neue Truppen für den künftigen Feldzug im Jahre 1779. Aber die edle Kaiſerin Maria Thereſia wollte in ihrem beginnenden Alter Ruhe genießen; auch der greiſe König Friedrich wünſchte ſie und ſo kam es, obgleich der junge Kaiſer Joſef noch immer vor Begierde brannte mit König Friedrich einen ernſten und entſchei-

denden Kampf auszufechten, im Frühling des Jahres 1779, wie im ersten Bändchen unserer Volks- und Jugendschriften umständlich erzählt worden ist, zum Friedensschluße von Teschen, durch welchen auch dieser Krieg beendigt wurde. Nun gab es in Oesterreichisch-Schlesien wieder kräftigen Handel und Wandel; neue Straßen wurden gebaut, die Gewerbe blühten wieder empor und unter dem segensreichen Schutze des hochgeliebten Monarchen Oesterreichs gedieh das Wohl auch dieses Landes immer mehr und mehr. Auch während dem für Deutschland so verderblichen französischen Invasionskriege hatte Schlesien, namentlich das Troppauer Gebiet nichts Arges zu erdulden, im Gegentheile fand in jenen Jahren die schlesische Leinwand und Tuchfabrikation reichlichen Absatz in die Länder, in welchen das Kriegsfeuer loderte. Aber blieb auch das Gebiet des österreichischen Schlesiens in jenen Tagen im Wesentlichen von der Flamme des Krieges unberührt, so bietet doch die Geschichte dieses treuen Landes auch in den Tagen dieses französischen Invasionskrieges ein schönes Lichtbild der aufrichtigen Vaterlandsliebe. Schon in deren Beginne bewiesen auch die Schlesier ihre Opferwilligkeit. Als im Jahre 1793 ein zwangloses Darleihen in ungemünztem Gold und Silber gegen $4^1/_2$ procentige Staatsobligationen eröffnet wurde, betheiligte sich vorzugsweise der Troppauer und Teschener Kreis an demselben. Da waren es insbesondere die edlen Grafen Wlczek, Larisch und Praschma, welche nebst den Ständen und Zünften bedeutende Geldsummen als Kriegsbeiträge spendeten und die Stände des Fürstenthums verzichteten auf die Rückzahlung derselben. Schon im Jahre 1787 waffneten sich auch in Schlesien viele Freiwillige zum Kampfe gegen Frankreich und insbesondere war es im Jahre 1799, daß, als Erzherzog Carl die böhmisch-mährisch-schlesische Legion errichtete, sich binnen vier Tagen das Freiwilligen-Bataillon der waffenfähigen jungen Männer in Teschen bildete und

dieſe nebſt den tapferen jungen Freiwilligen Troppau's ſich im Lager der obgenannten Legion einfanden. Die Schützengeſellſchaft in Teſchen allein ſtellte 14 Mann Landjäger. Die Werbung der Freiwilligen im Jahre 1800 führte in Troppau 22 Schüler des Gymnaſiums der öſterreichiſchen Armee zu. Da gab es nun auch am 29. Auguſt des Jahres 1802 ein ſchönes und erhebendes Feſt in Teſchen: das der Fahnenweihe der Teſchener freiwilligen Schützen. Die bürgerliche Schützengeſellſchaft in Teſchen, welche ſich im Jahre 1796 gebildet hatte, hatte allein 14 Mann Landjäger geſtellt, welche ſie uniformirte, bewaffnete und während ihrer Dienſtleiſtung mit einer Geldzulage betheilte. Bei dieſer Feierlichkeit der Fahnenweihe vertraten Graf Johann Larisch und Herzog Albert, dann die Gemahlin des Grafen die Baronin von Czebſta und Frau von Rechtenbach Pathenſtellen. Von hoher Bedeutung aber war die Anweſenheit des unvergeßlichen Helden Erzherzog Carl, welcher die erſten drei Nägel in die Fahne einſchlug und ſeinen nachmals ſo berühmt gewordenen Namen in das Schützenbuch einzeichnete. Während den folgenden Kriegen hatte Schleſien Manches zu erdulden. Im Kriege des Jahres 1805 marſchirten ruſſiſche Bundenstruppen durch Schleſien nach Mähren; da waren die Spitäler in Teſchen für die Menge der Kranken kaum ausreichend. Als im genannten Jahre 1805 Kaiſer Napoleon gegen Wien rückte, wurde Teſchen für kurze Zeit der Aufenthalt der öſterreichiſchen Regierung. Herzog Albert und Erzherzog Rainer kamen nach Teſchen, die engliſche, ruſſiſche, preußiſche und andere Geſandtſchaften, der Reichshof, der Hofkriegsrath die böhmiſche Hofkanzlei, die Finanz-, die Polizei-Hofſtelle, das Hof-Poſtamt, die Schatzkammer und ein Theil der Garden und Burgwachen hielten ſich dort auf, ſo daß eine eigene Hof-Bequartierungs-Commiſſion daſelbſt errichtet werden mußte. Im Jahre 1809 wurde Teſchen und Troppau durch den Verluſt Weſtgaliziens

und die Handelsverbindungen in diesem Lande schwer betroffen.

Heitere und denkwürdige Tage traten für Troppau im October 1820 ein, als in den Mauern dieser Stadt die Fürsten der heiligen Allianz: Kaiser Franz I. von Oesterreich, Kaiser Alexander von Rußland, der Kronprinz von Preußen als Stellvertreter seines später erschienenen Vaters in der Begleitung der vorzüglichsten Staatsmänner der damaligen Zeit: des Fürsten Metternich für Oesterreich, Nesselrode und Capo d'Istria für Rußland, Hardenberg und Bernstorff für Preußen, des Marquis von Caraman und des Grafen de la Ferronays für Frankreich endlich Charles Stuart für England, eintrafen, und der große Congreß von Troppau als Vorläufer von dem zu Laibach stattfand, bei welchem die bewaffnete Intervention Oesterreichs in Neapel beschlossen wurde. Da bot das schöne Troppau ein gar heiteres Bild, denn außer den genannten Mächten und ihrem zahlreichen Hofstaate fanden sich über 300 Edelleute mit einem zahlreichen Dienertrosse ein und es gab Triumphzüge und andere Festlichkeiten in Menge.

Nach den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 wurde die politische Verwaltung Schlesiens geändert und das Herzogthum Schlesien als ein besonderes Kronland von Mähren getrennt, und erhielt eine eigene Statthalterschaft in Troppau.

Die Geschichte des nunmehrigen österreichischen Herzogthums und Kronlandes Schlesien bietet uns demnach bis in die neueste Zeit manche interessante Licht- und Schattenbilder, deren Reihe endlich in der schönen für jeden Vaterlandsfreund erhebenden Thatsache ihren Abschluß findet: daß dieses Land gegenwärtig einen schönen Edelstein in der Krone des österreichischen Kaiserstaates bildet und unter der segensreichen Regierung unseres hochgeliebten Kaisers und Herrn Franz Josef I. der Wohlstand seiner Bewohner fortwährend zunimmt. Wenden

wir nun unſern Blick von dieſen ernſten Geſchichtsbildern noch einmal dem Kreiſe des eigentlichen Volkslebens in dieſem glücklichen Lande zu, ſo finden wir in demſelben gar viel des Anmuthigen und einen wahren Reichthum von Sagen, welche im Volke leben und nicht ſelten einen tieferen hiſtoriſchen Hintergrund haben. Hievon ſind jene Sagen von beſonderem Intereſſe, welche ſich wie dies bereits oben von den Städten Troppau und Teſchen bemerkt worden iſt, auf die Gründung einzelner Ortſchaften im Lande beziehen und jede größere Ortſchaft hat wieder beſondere volksthümliche Lieder, welche den heiteren Sinn der dortigen Einwohner kennzeichnen. So erzählt z. B. das Volk Schleſiens ſich von der Gründung der nunmehr blühenden Stadt Jägerndorf: daß einſt in dem in der Nähe von Jägerndorf gelegenen Hegerwalde und dem dieſen gegenüber ſtehenden Möſinzerwalde zwei Förſter wohnten, deren Jagdreviere an einander grenzten. Dieſe beiden Jäger veranlaßten nun in ihrer Nähe die Erbauung mehrerer Wohnhäuſer und legten hiedurch den Grund zu einem Dörfchen, welches nun das Jägerdorf genannt wurde und zu jener Stadt emporblühte, die jetzt den Namen Jägerndorf führt. Geſchichtlich läßt ſich noch die Zeit und die Art der Entſtehung Jägerndorfs nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen, doch iſt ſicher, daß dieſe Stadt bereits im 12. Jahrhundert einen für die damalige Zeit bedeutenden Rang unter den Städten Mährens einnahm.

Auch über den Urſprung der Stadt Wagſtadt lebt im Volksmunde eine Sage. Während eines Krieges im Lande, erzählt dieſelbe, ſei ein feindlicher Heerführer mit großer Macht gegen die mit ſtarken Mauern und Gräben umgebene Stadt gerückt und habe ſeinen Kriegern zugerufen: „Wagen wir uns nun an die Stadt!“ Die wahre Entſtehung des Namens Wagſtadt iſt aber, wie oben bereits erzählt worden iſt, unſtreitig von Wok von Krawař, dem wahrſcheinlichen Gründer derſelben herzu-

leiten, von welchem ſie Wokenſtadt oder Wogſtadt, ſpäter Wagſtadt genannt wurde. Da leben nun auch in dieſer Gegend manche Gedichte im Volksmunde, deren Urſprung und Bedeutung den einzelnen Städten oder ſonſtigen Ortſchaften des Landes angehört, und welche von der Gemüthlichkeit des dortigen Volkslebens Zeugniß geben. So wird z. B. der blühenden Induſtrie der „Weberei“ in Wagſtadt, Jägerndorf und deſſen Umgebung in nachſtehenden Reimen ein „Loblied“ geſpendet:

In Ewigkeit ſoll's mich nicht reuen,
Daß ich ein Weber worden bin,
Kein andres Handwerk ſoll mich freuen,
Ich bleibe ſtets bei meinem Sinn
Und ſchätze meinen Weberſtuhl
Weit höher als die hohe Schul',

Der Gelehrte muß die Feder ſpitzen,
Wenn er die neuen Bücher ſchreibt;
Doch ich verdien' mit meinem Schützen,
Daß mir noch etwas übrig bleibt,
Ein gut Glas Bier zum Zeitvertreib,
Dabei ernähr' ich Kind und Weib.

Der Barbier, der muß die Bärte ſcheren,
Der Gärtner pflanzt die Blumen an,
Der Schuſter muß das Leder zerren,
Der Schneider ſitzt ſich krumm und lahm,
Doch ich bei meiner Weberei
Leb' ſtets vergnügt und ſorgenfrei.

Der Binder bindet große Fäſſer,
Der Maurer baut ein großes Haus,
Die Weberei gefällt mir beſſer,
Man ſteht ſo viel Gefahr nicht aus;

D'rum will ich in guten Jahren
Meine Händ' und Kräfte niemals ſparen.

Die Weberei bleibt ſtets in Ehren,
Mit Borgen kommt uns keiner an,
Denn Niemand kann uns ja entbehren,
Kein Kaiſer, König, Edelmann,
Kein Bürger, Bauer, Bettelmann,
Sie müſſen des Webers Arbeit hab'n.

Die Weberei iſt auserkoren
Von ihr nähret ſich Groß und Klein
Und wenn der Menſch erſt wird geboren,
Wickelt man ihn in Leinwand ein;
Und wenn er einſt geſtorben iſt,
Ein Hemd ſeine letzte Zierde iſt.

Wenn große Herren bei Tafel ſitzen
Bei Sommer- und bei Winterzeit,
So liegen ihre Gabelſpitzen
Auf einem Tiſchtuch ausgebreit't,
Wohl durch des Webers Hand gemacht,
So zärtlich, das das Herze lacht.

Die Bibel gibt uns ein Exempel,
Wer nur recht deutlich leſen kann:
Die Prieſter ziehen in dem Tempel
Von Leinewand einen Chorrock an.
Wo Chriſti Fleiſch und Blut thut ſteh'n?
Auf einem Webertuch ſo ſchön.

Geht unſ're Arbeit einſt zu Ende,
So kömmt ſie noch an einen Ort:
Der Papiermacher bekömmt ſie in die Hände,
Darauf man drucket Gottes Wort,

D'rum bleib' ich Weber ewiglich
Bis mir der Tod das Auge bricht.

Ein ähnliches Handwerkslied lebt im Volksmunde in der Gegend von Oderau. Es ist ein gemüthliches „Zimmermannslied“ und lautet:

Mein Handwerk freut mich sehr,
D'rum lieb ich's noch viel mehr;
Es freut mich ja vom Herzen,
Es bringt mir keine Schmerzen,
Bringt nichts als Lust und Freud'
Bei schöner Sommerszeit.

Im Sommer in dem Wald,
Wenn Hammer und Beil erschallt,
Die Nachtigall thut singen,
Des Meisters Geld thut klingen,
Ist nichts als Lust und Freud'
Bei schöner Sommerszeit.

Die Schnur, die zieh'n wir aus
Wie sich's gehört nach Handwerksbrauch,
Den Zollstab zum Abmessen,
Den Zirkel zum Abstechen,
Die rechte Höh' und Breit',
Die Läng' ist auch nicht weit.

Wir bauen ja die Kirchen,
Häuser, Schlösser und weit mehr.
Und Brücken auf den Flüssen,
Die wir aufschlagen müssen.
Zu Wasser und zu Land
Ist unser Handwerksstand.

Kein Kaiser, König, Fürst,
Sei er schon, wer er ist,

Den Zimmergeſellen kann meiden
In Kriegs- und Friedenszeiten.
Kein Graf, kein edler Mann,
Der uns entbehren kann.

Iſt nun ein Bau vorbei,
Da gibt's auch Schmauſerei,
Gut zu eſſen und zu trinken,
Gebrat'ne Gäns und Schinken,
Ein Glas Bier oder Wein,
Da können wir luſtig ſein.

Iſt aber ein Bau vorbei,
Der Meiſter will trotzig ſein,
So ſchnür'n wir unſer Zeug zuſammen,
Und reiſen in Gottes Namen.
In der Fremde ſprechen wir zu,
Da gibt's Arbeit genug.

Für den im Volke der Gegend von Jägerndorf und Benniſch vorwaltenden religiöſen Sinn zeugt die aus dieſer Gegend ſtammende Fabel:

Das Waſſer und der Wein.

Es waren zwei Brüder, ſo hübſch und ſo fein,
Der eine hieß Waſſer, der andere Wein.
Sie fingen an zu ſtreiten,
Der Wein wollt's Waſſer nicht leiden.

Da ſprach der Wein: „Wie bin ich ſo fein,
Man trägt mich in die Zimmer hinein,
Man ſtellt mich vor Fürſten und Herren,
Man hält mich bei jedem in Ehren."

Da ſprach das Waſſer: „Wie bin ich ſo fein,
Man trägt mich in die Küche hinein,

Man braucht mich zum heiligen Sakramente,
Zu einem fröhlichen, seligen Ende."

Da sprach das Wasser: „Wie bin ich so fein,
Man trägt mich ja auch zur Kirche hinein,
Man braucht mich zur heiligen Taufe,
Den Menschen zum christlichen Glauben."

Der Wein, der sprach: „Und du hast recht,
Du bist der Herr und ich bin der Knecht.
Wir wollen das Streiten schon lassen.
Und ziehen auf sicheren Straßen.

Außerdem leben eine Menge Hirten- und Schäferlieder im Volksmunde und von Volksschauspielen sind insbesondere das Obergrunder Weihnachtsspiel, die Erschaffung der Welt sammt der Menschwerdung Christi, das Jauerniger und das Pickauer Christkindlspiel von besonderem Interesse. Eine melancholische Färbung hat das aus der Gegend von Troppau und Hozenplotz stammende Gedicht „auf dieser Welt" betitelt, welches unter anderen die Reime enthält:

Was ist das Glück?
Ein Augenblick.
Wie man ein Glas zerbricht,
Ist alles Glück vernicht
Auf dieser Welt.

Was ist ein Freund?
Der's redlich meint.
Wie man die Hand umwend't,
Hat alle Freundschaft ein End'
Auf dieser Welt.

Was ist das Geld,
Das Jedem gefällt?

Gold, Silber und Koſtbarkeit
Iſt nichts als Eitelkeit
Auf dieſer Welt.

Was iſt der Krieg?
Ob Schmach, ob Sieg,
Der Menſchheit größtes Leid.
Fluch Jedem, den er freut
Auf dieſer Welt.

Was iſt das Grab?
Ein Hoffnungsſtab,
Daß, wenn dies Leben aus,
Wir zieh'n in's Vaterhaus
In jener Welt.

D'rum bin ich dann
Ein ſolcher Mann,
Der keinem Menſchen traut,
Auf Gott allein nur baut
In dieſer Welt.

Eigenthümlich iſt aber der Dialekt der oberſchleſiſchen Volkslieder, von denen mehrere durch rührende Gemüthlichkeit ausgezeichnet ſind. Eines derſelben iſt z. B. das

Weihnachtslied.

A. Fräda über Fräda!
Ihr Nockwarn kummt und hürt,
Was mir dort of der Haida
Für Wonderdeng poſſirt:
Es quom zu mir an Engel
Bey huher Wetternacht,
Har ſang mir a Geſängel,
Daß mir das Harza lacht.

Er ſahta: „Frät euch alla!
A Kendla is geborn,
Zu Bethlahäm aim Stolla,
Das hot ar ſich erkorn.
Die Kreppe is ſai Betta,
Giht hin of Bethlahäm.“
Und wie ar a ſu redta,
Do flug a wieda häm.

Ar ſot, ich ſull näh ſäuma;
Ich ließ die Schäfla ſtihn,
Ich ging dort hinter a Zäuma,
Bis zu dan Orta hin.
Ich ging a Poor Gewända,
O je, da quom a Strohl,
Das Licht hott gor ka Enda,
Es wieß mich ai dan Stohl.

Der Stohl wor a Genäſte,
Es hotte gor kenn Ort;
Ond wider dos Gefröſte
Gor harzlich ſchlecht verwohrt.
Dos Tach wor grauſäm bänne,
Es hing zu holbe Schorn,
Ich docht: es denn do drenne
Gleichwuhl a Menſch geborn?

Ich ſchlach mich of da Seitä,
Ich guckt na Bösla nai,
Do ſoh ich a Poor Leutä
Ond och na Kend dabey.
Es hott ka Ploitzla Bettä,
A anzig Wöſchla Struh,
Ond doch log's a ſu nette,
Ka Mohler treffs a ſu.

Die Muider kniet da naba,
Da hon ich's angeſahn,
Sie hätt's bey ihrem Laba
Nie em war weß wos gan.
Bald nohm ſie's ai die Händä,
Bald let ſie's wiedä hin,
Sie thode mit dem Kendä
O gor unſäglich ſchün.

Dort benna of der Seitä,
Dort kniet a lieber Moon,
Ar negt ſich mit dem Haitä,
Ar both das Kendla on,
Ar küßt's oll Ogeblecke,
Dos wahrt die ganze Nacht;
Ar hot's ai enem Stecke
Och immer ongelacht.

Ich gläb, of enſer Granzä
Do hot's ke ſolch ſchön Kend,
Es log im volla Glanzä,
Ma wurde ſchier gor blend;
Ich dochte ai mem Sennä,
Dos Kendla ſtünd dir on,
Wenn du der's könnſt gewönna,
A Lammla wogſt du dron.

Es hotta a Poor Wängla,
Ols wenns zwee Rösla wärn,
A Guſchla wie a Engla,
Zwee Oegla, wie zwee Stern.
A Köpla wie a Täubla,
Gekräuſelt wie da Klee,
A quintſchig, quatſchig Leibla
Viel weeſer als da Schnee.

Mai Maul is viel zu g'renge,
Ich kon's neh a su son,
Giht hin, on saht die Denge
Aich lieber salbar on.
Wir woll'n mitsomma renna,
Bis dort hin ai da Stohl,
Dort wardt ihr's wuhl derkenna,
Daß ich kä Lüga soh.

Ein anderes ist das

Hirtenlied.

Grüß dich Gott, du kleines Kend,
Wie ich dich ai dr Kreppe send,
Auf a wenig Heu und Struh;
Ist dos nicht a schlechte Ruh.

Hätt ich mir as recht bedocht,
Hätt ich dir wos mit gebrocht;
Liegst du hier, du kliner Schotz,
Hott doch kaum a Mäusla Plotz.

Will dir meine Handschuhr leihn,
Stecke deine Hondla nein;
Deine Hondla sein so kolt,
Daß du möchst erfrieren bold.

Hob do Melch, ich schenk sa dir,
Ew'ges Labn gib mir dofür,
Wenn du wirst erwochsen wos,
Thu mir Kendla auch dos,

Komm zu mir ai meine Hütta
Will dir thun a gruße Gütta,

Will dir geen Kraut, Rüben, Möhren,
Und was Gott mir ſonſt wird bſcheeren.
Amen.
In Gottes Namen.

So wie in andern deutſchen Ländern, insbeſondere im Salzburgiſchen, ſpielen auch in der Volksſage Schleſiens die Kobolde, Zwerge und Waſſermännlein und die Schatzgräberei eine große Rolle. Da iſt z. B. der ſogenannte Moosbruch: bei dem Dorfe Reihwieſen. Da dehnen ſich auf dem weiten Torfmoore, deſſen Boden unter den Füſſen zittert und bei jedem Tritte ſchwärzliches Waſſer entquellen läßt, zwei Teiche aus, von denen der größere ein Dreieck bildet, der kleinere aber rund iſt. Nach der Volksſage ſoll hier einſt die große „Hunſtadt“ oder „Hunenſtadt“ geſtanden ſein und ſollen hier die beiden Apoſtel Cyrill und Methud das Evangelium gepredigt haben, daher dort eine Felſengruppe noch jetzt den Namen der „Predigtſtuhl“ führt. Nach der Volksſage wäre dieſe Hunnenſtadt zur Strafe für den Hohn, welchen ihre Einwohner dem Bekehrungswerke der genannten Apoſtel entgegenſetzten, plötzlich verſunken. Eine andere Sage von dem Binderſchlägel, welcher im Moosbruchteiche gefunden wurde, erzählt, daß ein ehrſamer Bindermeiſter in Freiwaldau ſeinem Sohne, welcher auch das Binderhandwerk erlernt hatte, auf die Wanderſchaft einen ſchönen Binderſchlägel mitgab, welchen der Junge bei einem Schiffbruch auf der Oſtſee verloren habe. Als nun einmal zwei Knaben aus Freiwaldau im großen Teiche des Moosbruches fiſchten zog der eine von ihnen plötzlich den Binderſchlägel des erwähnten jungen Geſellen heraus und wollte ihn im nahen Wirthshauſe verkaufen. Dort ſaß eben zufällig der alte Bindermeiſter, welcher den Schlägel ſogleich als denjenigen erkannte, den er ſeinem Sohne mitgegeben hatte, ihn auseinander ſchraubte und ein Goldſtück herausnahm,

welches er heimlich in denſelben verborgen hatte. Nach dieſer Sage, welche in derſelben Weiſe vom Struden an der Donau und vom Platenſee in Ungarn erzählt wird, würde der erwähnte Moosbruch alſo mit der Oſtſee zuſammenhängen. Nach der Volksſage liegen in dieſem Moosbruche übrigens ungeheure Schätze und iſt auf dem Grunde des großen Teiches insbeſondere ein Edelſtein von hohem Werthe verborgen. Da liegt auch ſüdlich von Zuckmantel das Dorf Einſiedel, über deſſen Entſtehung eine Sage folgendes berichtet: In dieſer Gegend hatte einſt ein aus einem alten ſchleſiſchen Geſchlechte abſtammender Einſiedler ſeine Zelle. Er hatte einſt im Zorne ſeinen Bruder mit ſeinem Schwerte einen tödtlichen Streich verſetzt und ſich, um dieſe Schuld zu ſühnen, in die erwähnte Einſiedelei vergraben. Nicht weit von ihm auf dem dermaligen Schloßberge bei Wirbenthal hauſte ein Raubritter, welcher auf einem ſeiner Raubzüge einen jungen Mann gefangen nahm und in ſein Burgverließ warf. Dort ſuchte ſich der Gefangene zu befreien, und als er mit ſeiner Fauſt einmal an die Mauer des Gefängniſſes ſchlug, gab dieſe einen hohlen Klang von ſich. Nun riß der Gefangene ohne vieler Mühe mehrere Steine der Mauer ein und gelangte in einen unterirdiſchen Gang und durch dieſen in's Freie. Jetzt ſchallte ihm das Glöcklein der oberwähnten Einſiedelei entgegen. Er flüchtete ſich in dieſelbe und dort trat ihm der Einſiedler entgegen, in welchem er zu ſeinem freudigen Erſtaunen ſeinen Bruder erkannte, von welchem er nun erfuhr, daß der Stoß, welchen er demſelben mit dem Schwerte gegeben hatte, an einem Medaillon auf der Bruſt des Bruders abgepraallt, und dieſer ſomit am Leben geblieben ſei. Nun verſöhnten ſich die beiden Brüder und beriethen, wie ſie das Land von dem Raubritter, welcher den jüngeren Bruder gefangen gehalten hatte, befreien könnten. Sie wandten ſich nach Zuckmantel, wo ſie eine große Anzahl bewaffneter Reiſiger

erhielten. Einige derſelben fuhren nun zum Scheine mit einem ſchwer bepackten Wagen vor dem Schloſſe des Raubritters vorbei und während dieſer von der Beute angelockt, welche er in dem bepackten Wagen zu finden glaubte, mit ſeinen Geſellen auf dieſen losſtürzte, drang der größere Theil der Reiſigen aus Zuckmantel durch den geheimen Gang in das Schloß, zündete dasſelbe an und ſo ſah ſich der Raubritter im Rücken angegriffen und überliſtet; er ſtürzte ſich nun ſelbſt in ſein Schwert, und ſein Raubneſt ging in Flammen auf; die beiden Brüder aber ließen den Wald ausholzen und legten den Grund zu der Ortſchaft, welche nun zum Andenken an den reuigen Einſiedler und ſeinen wiedergefundenen Bruder den Namen Einſiedeln erhielt.

Auf einem der höchſten Punkte Schleſiens ſüdweſtlich von dem ſogenannten Altvater (Vaterberg, Schneeberg) erhebt ſich der ſogenannte Peterſtein mit ſeinem Felſenthurme, welcher weit in die Ebene hineinſchaut und von den Bewohnern des Flachlandes der Leyermann oder auch Wetterprophet genannt wird. An dieſen Berg knüpft ſich die Sage, daß ſich ein Graf, welchem dieſe Herrſchaft gehörte, auf der Jagd dort verirrte und plötzlich im Geſtein das Bild des heiligen Petrus wahrnahm, welchen er um Rettung flehte, worauf dieſer ihm wirklich erſchien und ihm den rechten Weg wies. Zum Danke errichtete er dort einen Denkſtein, auf deſſen einer Seite der heilige Petrus, auf der andern Chriſtus am Kreuze abgebildet waren. Dieſer Berg wurde ſodann der Peterſtein genannt, welcher im Volksglauben als ein Sammelplatz der Hexen und Unholde bezeichnet wurde. Dieſelben fuhren, wie ſich das Volk erzählte, auf Ofengabeln, Beſen oder Spinnrocken dahin, beſtrichen ſich mit den Hexenſalben, die ſie aus Nachtſchatten, Schirrling, Mohn, wohl auch aus dem Fette todter Kinder bereiteten, daher auch jetzt noch unter den Pflanzen das ſogenannte Hexenholz, Hexen-

gras, Hexenmehl und der Hexenlauch vorkommen. So wie in andern Ländern, spielte auch in Schlesien die „weiße Frau“ eine besondere Geisterrolle. So ist es z. B. die Gegend um Weidenau, jene freundliche Ebene und Stadt westlich von Johannesberg, welche vom Flusse Weide bespült wird, wo die weiße Frau im Schwarzwasser-Schlosse umgeht. Sie soll dort einst eine grausame Schloßfrau gewesen sein, welche von dem Fluche einer von ihr mißhandelten armen Frau verfolgt im Tode keine Ruhe findet, und in weiße Kleider gehüllt, nächtlicher Weise gesehen wird. Auf der Straße von Jauernig nach Weißbach über die sogenannten „Ziegelschläge“, liegt zwischen zwei Bergwänden, eine sumpfige Wiese. Die Volkssage Schlesiens nennt sie „die Todtenwiese“ und erzählt von ihr: Im dreißigjährigen Kriege hausten die raubluſtigen Schweden auf ihren Streifzügen auch in dieser Gegend, überfielen Jauernig und plünderten die Stadt, wurden aber von heranrückenden kaiserlichen Truppen angegriffen und mit solcher Macht geschlagen, daß viele von ihnen als Leichen auf dem Platze blieben und von ihrem Blute das Wasser des zwischen den zwei Bergen rieselnden Bächleins ganz roth wurde, so daß dieses Bächlein jetzt noch das rothe Wasser genannt wird. Die Leichen der niedergemetzelten Schweden wurden auf einem Haufen geworfen mit Erde und Steinen bedeckt und so führt dieser Hügel, unter welchem sie begraben liegen noch jetzt den Namen des „Todtenhügels“ oder der „Todtenkoppe“, und die Volkssage erzählt, daß die Bewohner dieser Gegend seit dem Tage jener Schlacht, in welcher so viele Schweden niedergehauen wurden, um Mitternacht Schlachtgetöse, Trommelwirbel und Trompetenton vernehmen und gespenstige Reiter herumjagen sehen. Von den Anführern der Schweden sollen, wie die Volkssage weiter erzählt, sieben mit der übriggebliebenen Mannschaft in das nahe Gebirge entflohen sein und dort, um der Gefangenschaft

zu entgehen, auf der ſogenannten Hirſchkoppe nach einem letzten Abendmale einer den andern und der letzte ſich ſelbſt erſtochen haben. Da ſollen ihnen nun von ihren Soldaten ſieben ſteinerne Kreuze auf die Stellen wo ſie von dieſen begraben wurden, geſetzt worden ſein. Nicht weit von dieſer Stelle der „ſieben Kreuze“ liegt ein Platz, auf welchem die Fußtritte hohl klingen und ſo entſtand die Sage, daß unter dieſem Platze die Hölle befindlich ſei. Wieder eine andere Sage aus der Gegend von Odrau erzählt von dem grauſen „Todtengerippe“. Da war es nämlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges an einem Sylveſterabende, als es in einer Dorfſchenke ohnfern Odrau mit Trinken und Singen luſtig zuging. Der edle Gerſtenſaft hatte die Köpfe erhitzt und die luſtigen Zecher wurden ſo übermüthig, daß ſie ſchrieen der Kühnſte aus ihrer Mitte möge ein moderndes Todtengerippe, welches auf dem Kirchhofe im Winkel des Beinhauſes lag, herbeiholen. Wirklich fand ſich ſogleich ein junger Burſche, welcher mitten im ſchauerlichen Nachtdunkel auf den Kirchhof hinausſchritt und das zahnloſe Gerippe aus dem Winkel des Beinhauſes herbeiholte und auf den Tiſch warf. Als es jedoch einige Minuten hindurch von den Anweſenden nicht ohne Grauen betrachtet wurde, wollte es der junge Waghals, welcher es gebracht hatte, wieder forttragen; er konnte es jedoch vom Tiſche nicht aufheben, bis es derjenige, welcher das Herbeiholen desſelben am dringendſten begehrt hatte, ſelbſt aufhob, auf den Rücken lud und auf den Kirchhof trug. Nun gab es aber neuen Schreck. Als es dieſer nämlich wieder auf die Erde legen wollte, konnte er desſelben nicht los werden und alles Bitten und Beten half nichts bis nicht die Uhr vom nahen Kirchthum Eins ſchlug und das Gerippe von ſelbſt zur Erde fiel und von demjenigen, welcher es in das Wirthshaus gebracht hatte, wieder an ſeine frühere Stelle gelegt wurde. Auch dem Lind-

wurm und Drachen ist im Sagenkreise Schlesiens seine Stelle zugedacht. Bei dem großen Pfarrdorfe Gurschdorf, westlich von Friedberg im Troppauischen, hauste einst in der damals sehr bewaldeten Gegend ein grausenhafter Lindwurm, welcher selbst Wölfe und Bären und auch Menschen angriff und dessen Geschrei wie „Gieger“ lautete. Da gingen ihm aber einst mehrere in der Zauberkunst bewanderte Männer auf den Leib, sammelten unter verschiedenen Zauberspruchen eine Menge Ruthen, welche sie in einen Kreis um sein Lager legten. Dieser Kreis wurde immer enger, bis endlich der von der Zauberkraft gebannte Lindwurm um und um von Ruthen bedeckt war. Diese wurden angezündet, das Ungethüm wurde bald in Feuer gehüllt, sein Geheul wurde immer schwächer, endlich war sein ganzes Fleisch verbrannt und nur das Gerippe von ungeheurer Größe blieb übrig. Von seinem Geschrei aber erhielt die Anhöhe, wo er hauste den Namen des „Giegerbergs“.

Die Sagen von den Wasser- und Feuermännern sind im Volksglauben Schlesiens sehr zahlreich. Die Ersteren galten im Glauben des Volkes besonders im Mittelalter für Nachkömmlinge der verstoßenen Engeln, welche anstatt in die Hölle in das Wasser gesprungen waren. Sie waren von kleiner Statur, ihre Kleider hatten einen dreifingerbreiten naßen Saum und ihre Wohnungen waren am Grunde des Teiches, schön und groß. Die Feuermänner zeigen sich, wie das Volk sich erzählt, in der Gestalt eines gewöhnlichen Menschen mit einem geschwärzten Gesichte und feurigen Augen, und tragen zuweilen Laternen. Manchmal gleicht der Feuermann einem Todtengerippe, in dessen Innerem eine Feuerflamme brennt; sie bewegen sich sehr schnell und sind, wie die Sage weiter lautet, Leute, welche im Leben Verbrechen begangen haben und dafür nach ihrem Tode in allerhand Gestalten herumirren müssen. So wurde in früheren Zeiten zuweilen

des Abends in Wigstadtl ein Feuermann gesehen, welcher aus der früher herrschaftlichen Windmühle auf dem Kreuzwege in den neuen Wald ging, wo er gegen 11 Uhr Nachts wieder verschwand. Da begegnete ihm an einem Faschingstage ein Musikant, welcher vom Froste ganz erstarrt war, so daß ihm seine Clarinette unter dem Arme auf die Erde glitt. Als er nun den Verlust des Instrumentes, seines einzigen Nahrungszweiges, wahrnahm, ging er weinend in die Waldeinöde zurück, und suchte nach demselben. Da trat ihm plötzlich ein Mann mit einer Laterne von der Windmühle her entgegen. Der Musikus, erfreut, nun Licht zu finden, ging auf den Herannahenden zu und wollte ihn begrüßen. Aber da sah er zu seinem Schrecken, daß der Herangekommene ein schwarzes Gesicht und feurige Augen hatte. Jetzt wollte der arme Musikus wieder umkehren, aber da erblickte er plötzlich beim Scheine des Lichtes dicht vor sich seine Clarinette. Nun rief er, dieselbe aufhebend, freudig dem Manne mit der Laterne zu: „Gott vergelt es dir tausendmal, ohne dich hätte ich meine Clarinette nicht gefunden.“ Da antwortete ihm der Feuermann: „Gott vergelt es auch dir, jetzt bin ich erlöst.“ Dann verschwand der gespenstige Feuermann und der Musikant sah nur mehr vor sich einen schwarzen angebrannten Pflock in der Erde stecken, bekreuzte sich und wanderte nun dem Städtchen zu.

Eine ähnliche Sage erzählt von dem Wassermann bei Dittersdorf, nicht weit von Wigstadtl. Es war einer jener bösen Kobolde, welcher schon mehrere Pferdeknechte getödtet hatte, die in seiner Nähe die Pferde schwemmten, denn diese Knechte krochen gewöhnlich, um sich vor dem Abend- und Nachtfroste zu schützen, während sie die Pferde am Ufer des Teiches weiden ließen, in einen Sack und geriethen dadurch in die Gewalt des Wassermannes, indem dieser den Sack zuband, auf den Rücken lud und dann in's Wasser warf. Da beschloß ein anderer der

Knechte der Umgegend die Hutung (Hutweide) nächst dem Teiche, wo der böse Wassermann lauschte, zu besuchen und diesem selbst an den Leib zu gehen. Er richtete sich einen Strick aus Baumbast vor, welchen er zu einer Schlinge flocht, dann trieb er seine beiden Pferde gegen den Teich und kroch dort, ein scharfes Messer in der Hand haltend, in einen Sack, wie es die andern Knechte, welche der Wassermann in den Teich geworfen hatte, zu thun pflegten. Als die Uhr vom nahen Kirchthurme Eilf schlug, kam der Wassermann, sah den Sack, worin der kluge Knecht stack, band ihn zu und lud ihn auf den Rücken, um ihn in's Wasser zu werfen. Der Pferdeknecht riß jetzt den Sack mit seinem Messer auf, sprang aus demselben heraus, warf dem Wassermann den Strick vom Baumbast um den Hals und zog die Schlinge an. Der Wassermann suchte sich vergebens zu befreien und bat, je näher die Mitternachtsstunde heranrückte, den Pferdeknecht desto angstvoller um die Befreiung. Erst nach langem Bitten und nachdem er wiederholt versprochen hatte, sich in der Gegend nicht mehr sehen zu lassen, löste der Knecht die Schlinge und das Wassermännlein plumpste in den Teich zurück und ließ sich auf der Hutung von Dittersdorf fortan nicht mehr sehen.

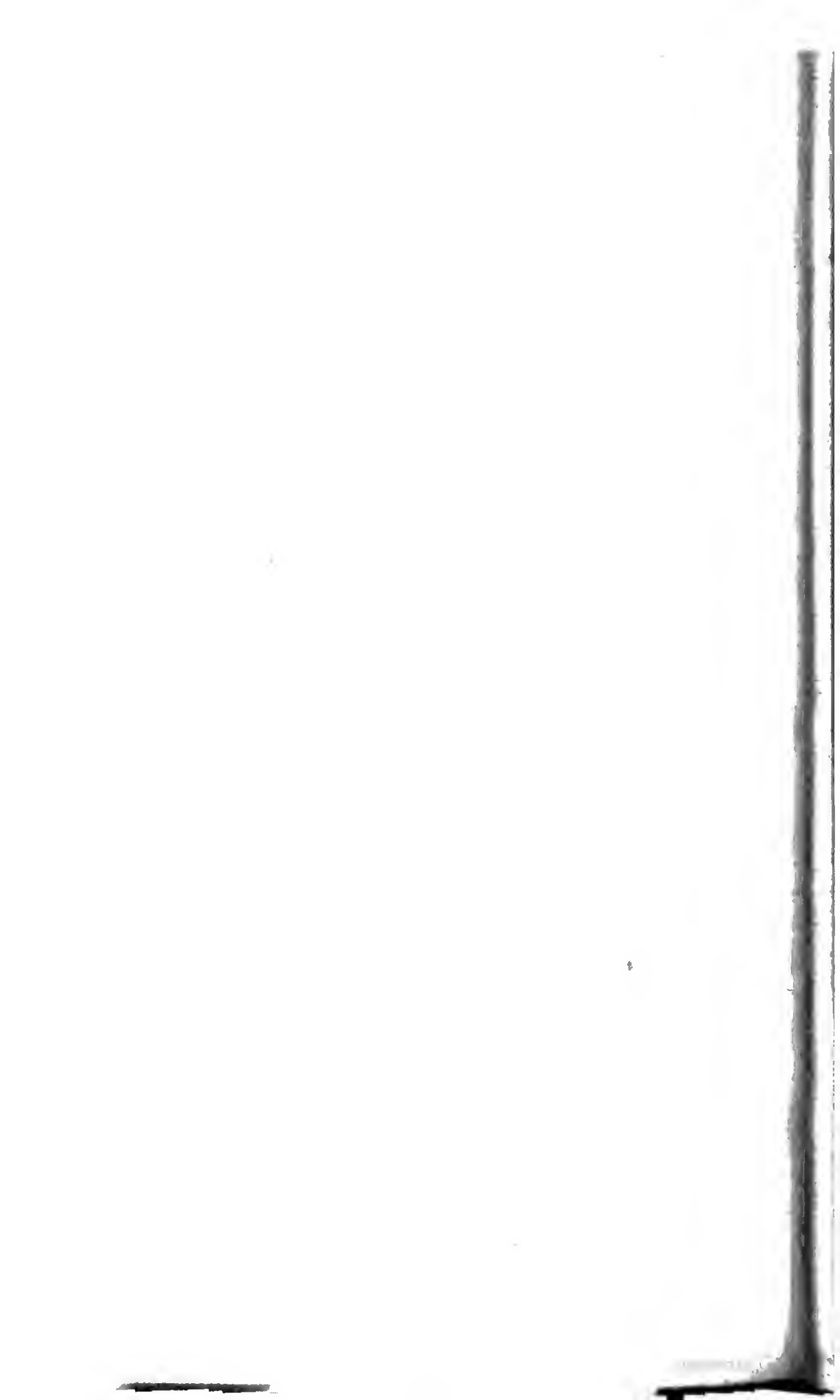
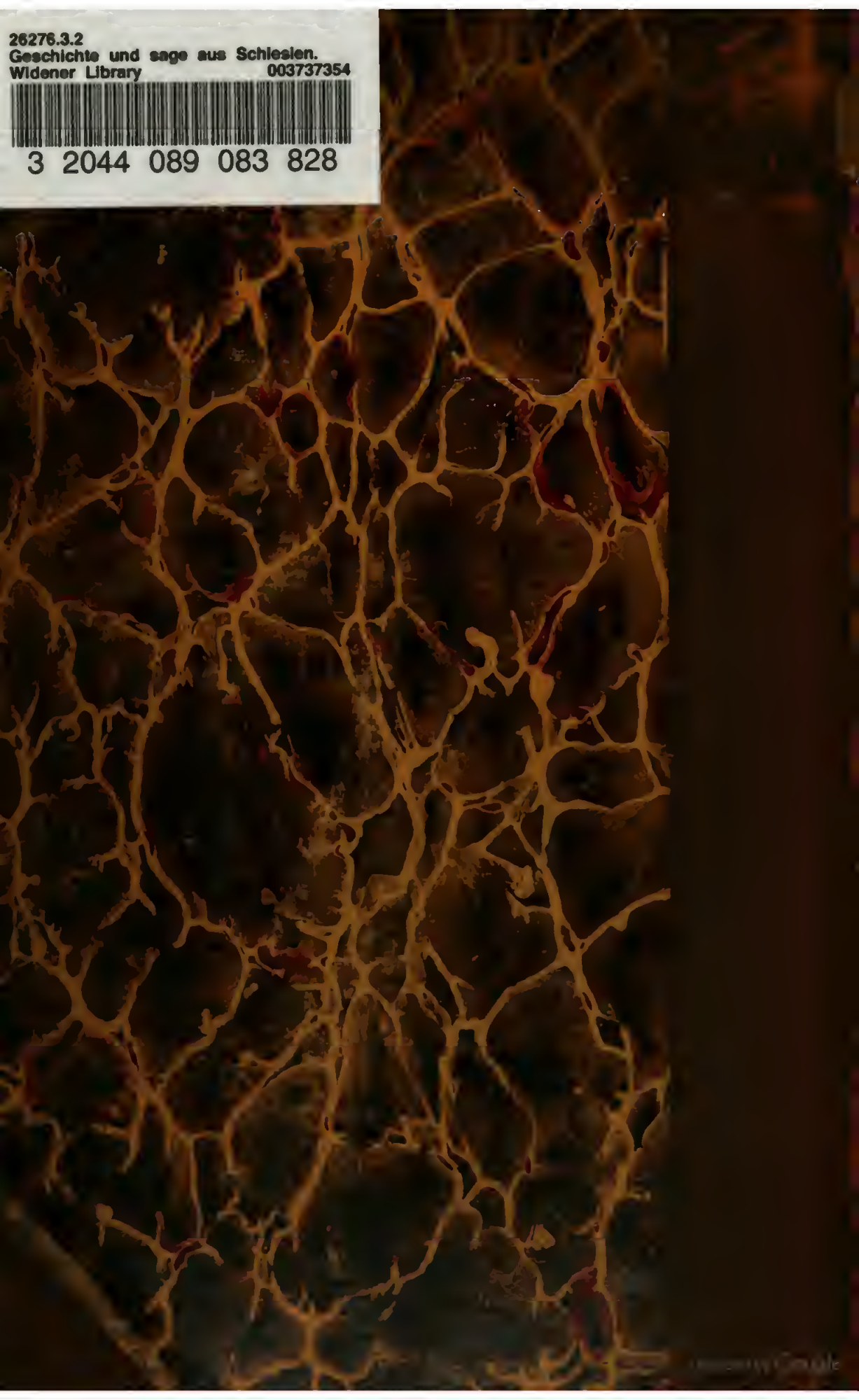
Noch viele andere Sagen leben im Munde des Volkes Schlesiens und finden sich insbesondere in interessanten Sammlungen, namentlich in dem sehr anziehenden Werke „Volksthümliches von österreichisch Schlesien" von dem Geschichtsforscher und Direktor der Lehrerinen-Bildungsanstalt in Troppau, Anton Peter. Schön, fruchtbar, ausgezeichnet durch seine Fluren, Berge und Thäler, durch seine schönen Städte, durch die Vaterlandsliebe seiner wackeren Bewohner und ihre treue Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus bildet Oesterreichisch-Schlesien gleich Böhmen einen herrlichen Schild im Norden des Kaiserstaates, von welchem ein neuerer

vaterländiſcher Schriftſteller, Eduard Auguſt Schröder, ſo ſchön ſagt:

Wo der Beskiden dunkle Häupter
Sich heben an der Weichſel Strand,
Wo der Sudeten grün' Geſenke
Hineinzieht in das Oderland,
Wo an der Olſa ſtein'gen Borden
Ein Völkerfriede einſt geworden,
Der an der Süd-Weſt-Mark des Reich's
Mit uns ein ſchönes Land verband;
Wo in den Bergen Hirten ſingen,
Wo dröhnend Rad und Hammer klingen:
Dort iſt des Schleſiers Heimatland!

und ſo rufen auch wir dieſem Lande und ſeinen Bewohnern am Schluſſe des Rundganges, welchen wir durch die Hallen ſeiner Geſchichte und Sage unternahmen, aus dem übrigen großen Vaterlande Oeſterreich einen herzlichen Gruß zu:

Schönes Land mit reichen Fluren, als ein wahrer Edelſtein
Liegſt du längſt in Oeſterreichs Krone, ſchließeſt treue Herzen ein;
Ehrenvoll ſteh'n deine Bürger da in Oeſt'reichs Völkerkreis,
Seit Jahrhunderten erblühet hier, was Mühe ſchafft und Fleiß.
Immer möge Glück und Segen dich umgeben, ſchönes Land,
Edelſtein in Oeſt'reichs Krone, den da ſchirmt des Kaiſers Hand.
Nimm den Gruß, den treu dir ſpendet Oeſt'reichs großes Vaterland!



26276.3.2
Geschichte und sage aus Schlesien.
Widener Library 003737354
3 2044 089 083 828